Marschenbuch

Hermann Allmers

Digitized by Google

Germ. sp. 9 n

Allmers

image
not
available

Digitized by Google

image
not
available

BIBLIOTHECA
REGIA
VINDOBONENSIS.

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Pol zu Pol gedrängt von den unterirdischen Gewalten, brüllte und donnerte dahin mit zerstörender Macht, Felsen umstürzend und zertrümmernd, Berge zerwühlend und zerspülend, ganze Erdtheile von einander reißend und neue Berge und neue Landmasse vom Schlamm und Geröll hierhin und dorthin in die Ebenen und an die Wände der alten wälzend.

Das waren die ersten Wehen der Geburt, und jetzt ward es ruhiger und ruhiger. Das Meer blieb nun lange in seinen Niederungen. Die Erde war herabgesunken von todbringender Geburt zu lebenentfaltender Wärme. Die lange mit verfinsternden Dämpfen angefüllte Luft ward reiner und immer reiner, daß die Sonne zum erstenmal herabschauen konnte auf das neugeborene Erdkind. Allmählig erhärteten sich die Schlammberge, befruchtender Regen und Thau fiel herab, Quellen rieselten von den Höhen, Flüsse suchten sich ihr Bett und eilten zum Meere und überall regte sich nun organisches Leben, Pflanzen- und Thierwelten gingen auf und freuten sich im jungen Lichte.

Wohl erwachten noch dann und wann die unterweltlichen Gewalten, wohl borst und hob sich noch hier und da die Erdrinde, wohl brauste noch zuweilen das Meer aus seinen Ufern, daß ganze Generationen von Pflanzen und Thieren untergingen und begraben wurden vom wilden Chaos, aber doch ungleich seltener wurden jene Umwälzungen und zerstörenden Katastrophen der Urwelt, und nicht allein seltener, sondern auch localer und vereinzelter traten sie auf, und war eine organische Welt untergegangen, so trat im mächtigen Schöpfungsdrange der jungen Erde schon eine neue an deren Stelle; war auch diese begraben, erschien wieder eine andere und jede derselben immer höher, immer edler, vollkommener, man möchte sagen menschenfreundlicher.

Pluto's Gewalt bekundete sich endlich nur noch im leisen, nicht sichtbaren Heben und Senken des Bodens und nur die Vulkane der Erde zeigten, daß der Kampf des Feuers und Wassers noch nicht sein Ende erreicht.

Digitized by Google

image
not
available

hat er bereits lange zurückgelassen und nur kleinere und immer kleinere, dann nur feines Geröll, dann runde Kiesel, Grand und zuletzt Sand nur vermögen seine matter und matter werdenden Fluthen fortzuschaffen; sein allerletztes Werk aber, ehe der jetzt breit und ruhig dahinwogende, segeltragende Strom sich in die Arme des Oceans ergießt, ist die Bildung seiner fruchtbarsten Ufer, der Marschen, gleichsam als wolle er noch zuletzt sein Leben mit dem schönsten Werke beschließen.

In seinem langen Laufe hat der Fluß von allen Körpern, die er mit sich fortwälzte, welche er aneinander rieb, zertrümmerte, in deren Poren und Spalten seine Fluth drang, oder an denen er vorüberzog, mancherlei Theilchen abgesondert oder aufgelöst, und damit seine Wasser geschwängert. Kalk, Thon, Sand und endlich eine Menge animalischer und vegetabilischer Ueberreste, sowie noch manches Andere, trüben seine Fluthen und setzen sich, dem Gesetze der Schwere folgend, sobald nur der Strom ruhig genug fließt, als Schlamm zu Boden oder an die Ufer. Hiermit hat die Bildung der Marschen ihren Anfang genommen.

Bei weitem bedeutender aber, als durch die beständig rieselnden Quellen und Bäche, gewinnt der Fluß an Bildungsmaterial für seine Marschen durch plötzliche oder anhaltende Regengüsse. In ewiger Verwitterung begriffen ist jedes zu Tage liegende Gestein, sei's nun rascher oder langsamer, je nachdem seine Art ist. Erde und Staub werden so von Tag zu Tag neu gebildet und dann, wenn ein tüchtiger Regen kommt, theils zu Thal gespült, theils bis in die Bäche getragen. Das Allermeiste indeß geben dem Flusse die mächtigen schon gelösten Massen von Sand, Lehm und Kalk des niederen Hügellandes und der Ebenen seines Gebietes. Herrscht hier lang anhaltendes Regenwetter, dann sieht man die geschwollenen Gewässer des Flusses gänzlich trübe gefärbt. In der Volkssprache Nieder-Sachsens heißt das Wasser dann „muddig".

So geht es im ewigen Kreislaufe vorwärts. War der Strom,

Digitized by Google

image
not
available

Dagegen in den oberen Marſchen, wohin keine Fluth drang, wo alſo die Ablagerungen auch gleichmäßiger ſtattfanden, ſcheidet ſich die Erde nicht ſo geblättert, ſondern als gleichförmige Maſſe.

Sodann wirkt auch chemiſch das Meereswaſſer als ein Agens. Nicht bloß mechaniſch zertheilte Atome ſo vielfacher Stoffe trüben die Fluthen des Stromes, ſondern auch aufgelöſt und wirklich mit ihnen verbunden finden wir ſie in Menge. Ebenſo enthält bekanntlich das Meerwaſſer eine Menge mineraliſcher Theile, z. B. ſalzſaures Natrum, ſchwefel- und ſalzſaure Talkerde, Kalk, Bittererde u. a. Sowie nun ſüße und ſalzige Fluth zuſammentreten, entſteht ein chemiſcher Ausſcheideprozeß; das ausgeſchiedene Feſte ſchlägt ſich ebenfalls zu Boden und wird Sedimentbildung, inſofern es die nöthige Ruhe dazu hat. Auch die Wahrheit dieſes Satzes läßt ſich auf's Leichteſte durch ein einfaches Experiment beweiſen. Haben wir z. B. ein Glas mit Flußwaſſer, namentlich kalkhaltigem, und ein eben ſo großes mit Seewaſſer gefüllt, beide gleich klar und durchſichtig wie nur möglich: ſowie wir ſie zuſammengießen, entſteht ſofort eine leiſe Trübung, doch nach einer Weile wird das Waſſer wieder klar, aber am Boden des Glaſes zeigt ſich, als weißlich grauer Niederſchlag, das nun chemiſch Ausgeſchiedene. Und erſt recht deutlich wird dieſe Erſcheinung im Großen. Kryſtallklar gleitet in trockner Sommerzeit das Waſſer des Hochlandes in ſeinem Flußbette, genau ſo klar wie draußen die Meeresfluth, allein dennoch wo ſich beide vermiſchen an der Mündung des Fluſſes, rollen ewig getrübt die Wogen. Das Gebiet des Brackwaſſers iſt daher das für die Geologie der Marſchen ſo wichtige chemiſche Laboratorium.

Die dritte höchſt bedeutſame Wirkung zur Marſchformation wird endlich durch jenes ungeheure Sterben der Infuſorien hervorgebracht, welches fort und fort im Brackwaſſer erfolgt. Jeder Tropfen Meeres, wie Stromfluth, iſt belebt und durchwimmelt von Milliarden Kieſel- oder kalkpanziger, mikroſkopiſcher Thierchen. Die einen können nur leben in dieſem, die anderen nur in jenem

Digitized by Google

image
not
available

auch vom Thonschiefer des südwestlichen Harzes, obwohl bei ihr große Muschelkalk- und Mergelmassen es waren, welche ihre Marschen bildeten, während die der Elbe wohl zum Theil dem thonigen Bindemittel des erzgebirgischen Sandsteins entstammt sein mögen. Die großen Thon-, Lehm- und Mergellagen des weiten norddeutschen Schwemmlandes sind und bleiben indeß die nächsten wie die wichtigsten Lieferungsdepots für die Marschen, gegen welche Alles, was jetzt unmittelbar von den Gesteinen aufgelöst und herabgespült wird, bis zur Unbedeutendheit herabsinkt.

Durch fortwährende Anhäufung seines Schlammes vor der Mündung aber verengt ein Strom sich nach und nach selbst seinen Ausgang und muß sich endlich in Arme (Gabelbildungen) spalten, um nur hinaus zu kommen. So entstehen Deltas, wie sie der Nil, Ganges, Mississippi, wie die Wolga, Weichsel, Donau, der Rhein u. a. darbieten. Auch die Weser hatte einst Deltaländer und erst seitdem ihre in die Jahde fließenden Nebenarme im 15. und 16. Jahrhundert eingedämmt wurden, strömt sie durch einen einzigen Ausweg in die Nordsee. Die übrigen deutschen Ströme haben meistens keine Deltas gebildet, sondern an ihren Ufern die Marschen abgesetzt. Ihre letzten Schlamm- und Sandlager, die Watten, sind nicht mächtig genug, um sich aus den Fluthen zu erheben und trocknes Land zu bilden.

Doch nicht allein sind es Kräfte und Verhältnisse der bewußtlosen Natur, welche Land schaffen; auch der Mensch greift mit starkem Arm in die Fluth und zwingt sie, ihm ihren Tribut zu geben. Er legt Schleusen, Stackwerke und Deiche an, er entreißt ihr was sie entführen will, er gebietet ihr nach seinem Willen hierhin oder dorthin zu strömen, und ruft ihr oft ein kräftiges „Halt“ entgegen.

Es ist darum des Holländers altes Sprüchwort: „Deus mare, Batavus littora fecit“ wahrlich nicht zu verwegen gewesen. Niemand kann mit so stolzem Selbstgefühl seinen Heimathsboden besitzen als der Marschbewohner, der ihn zum Theil geschaffen und

Digitized by Google

image
not
available

Zuweilen geſchah es auch, daß eine allein ſtehende, weit vorgeſchobene Düne rings vom fetten flüſſigen Schlamm umfloſſen und ſo vom übrigen Geeſtlande getrennt wurde, ſo daß man jetzt oft mitten aus der fruchtbarſten Marſch den dürrſten Sandboden hervorragen ſieht, gleichſam, mit Kohl zu reden, wie ein magerer Braten aus fetter Sauce.

Am häufigſten aber liegt zwiſchen Marſch und Geeſt mehr oder minder breit noch ein Moorſtrich, namentlich da wo die Geeſt ſich buchtenartig einwärts zieht. Wo das aber der Fall nicht iſt, grenzen beide Bodenarten oft ſo hart aneinander, daß man mit einem Fuße auf trocknem Sande und zugleich mit dem andern auf dem fetteſten Marſchboden ſtehen kann.

Noch heutiges Tages ſehen wir neues Marſchland allenthalben vor unſeren Augen entſtehen, aber hierbei ſpielt der vom oberen Lande herabgeführte Schlamm meiſtens eine nicht ſo bedeutende Rolle als ehemals; wir können dieſe Ablagerungen weniger Neubildungen als Umbildungen nennen. Was hier nämlich ein Ufer gewinnt, muß dort ein anderes verlieren; denn Ebbe und Fluth tragen den ſchon abgelagerten Schlamm bald hierhin bald dorthin, und des Menſchen Aufgabe iſt es nun, das Abgeſetzte feſtzuhalten. Dasjenige, was die Flüſſe noch am meiſten und mächtigſten herabſpülen, ſind ihre Sandmaſſen, die von Tag zu Tag bedeutender werden, dem Meere näher kommen und das Fahrwaſſer der Flüſſe aufs Bedenklichſte verengen und ſeichter werden laſſen. So wäre auch das Fahrwaſſer der Weſer und Elbe ſicher in kurzer Zeit arg verſandet worden, und nur mit großen Anſtrengungen durch Baggermaſchinen und Uferwerke iſt es jetzt vor gänzlicher Vernichtung zu retten.

Wir wiſſen, daß einſt das ganze Gebiet der Marſchen ungleich umfangreicher war, als es ſich uns jetzt darſtellt. Es iſt vielleicht nicht zu kühn zu vermuthen, daß es in grauer Vorzeit wohl das Doppelte ſeiner jetzigen Größe gehalten haben mag; ſicher wenigſtens weiß man, daß es ſein Ufer über die Reihe der frie-

Digitized by Google

image
not
available

von Hull nach der Südspitze Norwegens die mächtige über funfzig Meilen lange Doggersbank, gebildet aus Sand und schwarzem, festem Thon. Hier mußte diese entstehen, denn gerade an dieser Stelle stoßen die Fluthwellen des Kanales mit denen, die von Norden kommen, zusammen, und schaffen hier einen Ruhepunkt des Wassers, und wo Ruhe ist, sehen wir ja auch die größte Schlammabsetzung. Die Doggersbank dürfen wir sicherlich als die versunkenen und fortgespülten Massen der alten Marschen ansehen.

Gehen wir nun zur Gegenwart derselben über. Auf den ersten Blick tritt die unendliche Eigenthümlichkeit der Marschländer und ihre Verschiedenheit von der benachbarten Geest auf's stärkste hervor. Die Geest ist hoch, wellenförmig und hügelig; die Marsch bildet eine fast mit dem Meeresspiegel gleichliegende vollkommene ebene Fläche. Auf der Geest zeigen sich Wälder und Haiden, sie ist von Quellen und Bächen durchrieselt, mit Geröll und zum Theil mächtigen Steinblöcken bedeckt; sie besteht aus leichtem Sandboden und ist nur in der Nähe der Dörfer, welche oft mehrere Stunden Weges auseinanderliegen, bebaut. Alles das ist anders in der Marsch. Diese hat keine Quellen, keine Wälder, keine Haiden, keine Sandflächen, man findet sogar nicht einen einzigen Stein in ihr, es sei denn, daß er durch Menschen hergeführt wäre. Die Marsch ist eine einzige weite, grüne, fruchtbare und fast baumlose Ebene. Wild wenigstens wächst nicht ein einziger Baum, nur in den Dörfern um den Gehöften und einzeln an den Wegen hat man sie gepflanzt. Aber kein Fleck ist da, der unbenutzt geblieben wäre. Wiese reiht sich an Wiese, Acker an Acker, schnurgerade Wege, Kanäle und Gräben durchschneiden nach allen Richtungen das mit zahlreichen Dörfern und stattlichen Einzelgehöften besetzte Land; und endlich, was die Haupteigenthümlichkeit der Marschen ausmacht, ein hoher starker Deich, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung umzieht, und hinter welchem dieselben liegen, wie hinter einem Festungswall, schützt sie vor den Fluthen. Ebenso

Digitized by Google

image
not
available

Binsenarten (Scirpus); wird sie noch höher und fester, so stellt sich das hohe Rohr ein (Phragmites communis), für die Marschen eine hochwichtige Pflanze; nicht sowohl weil sie ein passendes Material zum Dachdecken liefert, sondern auch hauptsächlich, weil sie der beste Verbündete des Marschbewohners in seinem Kampfe mit den Fluthen ist. Das Rohr hat nämlich eine dicke gelblich-weiße kriechende Wurzel, deren hohle Röhren durch eine Menge Knoten in Kammern getheilt sind und nach allen Richtungen schnell wuchernd und in tausend Schlangenwindungen den Boden durchziehen. Dadurch gewinnt diese Pflanze für die Erdbildung der Marschländer eine hohe Wichtigkeit. „Packwurzeln" nennt sie trefflich bezeichnend der Marschbauer; denn kann hat ein aufgeschwemmtes Ufer oder eine Flußinsel die nöthige Höhe, um Rohr zu tragen, so sproßt dieses auch bald reichlich hervor, seine Wurzelschlangen packen in kurzer Zeit so sehr alles Erdreich, daß dasselbe bald den spülenden Fluthen trefflich zu widerstehen vermag. Daher wartet man auch meistens nicht erst so lange, bis jenes Rohr von selbst aufwächst, sondern beeilt sich, Wurzelballen in den jungen Boden zu setzen, wohl wissend, wie vortrefflich es beisteht, denselben zu behaupten. Auch das Rohr gedeiht nur in gewisser Höhe und wenn noch die regelmäßige Fluth das Land stets überschwemmen kann. Wird nun eine Insel so hoch und trocken, daß sie die gewöhnliche Fluth nicht mehr bespült, so wird auch das Rohr von Jahr zu Jahr feiner, kürzer und kümmerlicher, bis es endlich ganz verschwindet, um dafür einem üppigen hohen Graswuchs mit mannichfaltigen blühenden Kräutern Platz zu machen. Jetzt liefert die Insel dem Marschbewohner schon manche Fuhre duftigen Heues auf den Boden, noch später weidet er sein Vieh darauf, und zuletzt kommt er selbst, wirft einen Erdhügel, eine „Wurth" auf, welche die Fluth nicht erreichen kann, baut sich auf der Spitze des Hügels seine Wohnung und führt nun mit Weib und Kind, Gesinde und Vieh hinfort sein einsames, beschauliches Inselleben. Die größten Inseln endlich, bei denen es sich der Mühe lohnt,

image
not
available

Eins der Hauptmittel zur Gewinnung neuen Landes, wie zur Erhaltung des älteren, sind die schon erwähnten Schlengen, in einigen Gegenden auch Stackwerke genannt. Der Name Schlengen hängt mit dem Worte Schlingen zusammen. Es sind Werke aus Faschinenbündeln, die hoch aufeinander gelegt sind. Ueber ihnen laufen der Länge nach, um sie zu befestigen, gedrehte Schlingen von zähen Weidenruthen; diese aber werden durch lange Pfähle, welche tief in den Grund gerammt sind, so darauf gepreßt, daß das Ganze ein starker Wall wird, der oft weit in den Strom hineinragt.

Diese Schlengen haben zweierlei Bestimmung.

Einmal wehren sie den sich dem Ufer nähernden Strom ab und leiten ihn von demselben, das er fortgerissen haben würde, hinweg. So beschützen sie es, während zugleich das Fahrwasser dadurch tiefer und mehr nach der Mitte des Flusses verlegt wird. Sodann aber bricht sich der Strom an ihnen und wird dadurch genöthigt, die Schlammtheile, welche er mit sich führt, fallen zu lassen. Diese häufen sich mehr und mehr zu beiden Seiten der Schlenge, so daß dieselbe endlich wohl mitten im festen Lande zu liegen kömmt, und dann von Neuem verlängert wird, um ihr schönes Werk der Landgewinnung wiederum fortzusetzen. —

Einige Schlengen endigen mit einem quer davorliegenden Stackwerke, „Schlickfänger“ genannt, und bilden so, in der Vogelperspective gesehen, nebenstehende Figur. aa ist schon festes und begrastes Land; b die Schlenge mit ihrem quer davorliegenden Schlickfänger; c bezeichnet den tiefen Strom, und dd den an beiden Seiten sich lagernden Schlamm. — Die Schlickfänger haben sich indeß nicht sehr bewährt und werden daher in letzter Zeit selten mehr angeordnet. Fast alle Schlengen bilden jetzt nur einen geraden in den Strom reichenden Arm.

Beide Ufer der Elbe und Weser sind mit Hunderten solcher Schlengen bewaffnet, die da, wo der Strom sich dem Ufer nähert, um so nöthiger und zahlreicher sind. In manchen Flußgegenden,

image
not
available

noch mehr als die Deiche. Diese weisen nur momentan den Andrang der Fluth ab, vermögen indeß nie vor dem rastlos nagenden Strom zu schützen. So scheute man denn keine Mühe und Gefahr und hat schon erstaunenswerthe Thaten vollbracht. Auf 40 und 50 Fuß Tiefe und im reißenden Strom hat man Schlengen angelegt, die freilich auch viele Tausende gekostet haben.

Solche Schlengen müssen natürlich ihrer Höhe wegen unten eine oft 20—30 Fuß breite Grundlage haben, wenn ihre oberste Breite auch nur 5—10 Fuß beträgt, und damit nicht gleich der Strom die untere Lage der Reisigbündel fortreißt, wird solche durch mächtige Anker festgehalten, nachdem sie durch schwere Steine, welche aber sofort wieder heraufgewunden werden, auf den Grund gesenkt ist. So fährt man fort, stets schmälere Schichten von Faschinen hinab zu senken und diese gleich mit zugespitzten, oben mit einem Querpflock versehenen Pfählen aufeinander zu befestigen, bis die schmalsten Lagen des Werkes endlich über dem Wasser sichtbar sind. Man begreift, wie schwierig es ist, ein solches Werk tief unter den Fluthen, die Alles dem Auge entziehen, aufzuführen.

Fast alljährlich bedürfen die Schlengen einer kostspieligen Reparatur, da sie Tag und Nacht den ewig wühlenden Fluthen ausgesetzt sind. Ein einziger Eisgang zerstört oft das ganze kostbare und mühevoll erbaute Werk.

Die Deiche.

Hat der Marschbewohner durch seine Schlengen dem Strome so viel Land abgezwungen, daß dessen Größe mit den Eindeichungskosten im guten Verhältniß steht, so schreitet er zur *Bedeichung* desselben. Bisher hieß es *Vorland*, *Außendeich* oder *Helder* und konnte selten anders als Wiese oder Weide benutzt werden. Der Fluß hatte bis dahin noch immer ein gewisses Recht darüber und bedeckte es bei jeder hohen Fluth mit seinen Wogen, daß an Ackerbau darauf nicht zu denken war. Durch die

Digitized by Google

image
not
available

in der sie zu einer gewissen Höhe aufsteigt, bestimmt. So sagt man z. B., ein Deich habe eine dreifüßige Dossirung, wenn seine Seitenlinie auf einer Strecke von 3 Fuß um einen Fuß ansteigt.

Je schräger die äußere Dossirung des Deichs ist, desto weniger leidet derselbe von der heranströmenden Fluth, weil ihre Wellen der dadurch entstehenden geringen Tiefe wegen machtlos werden, und auch die schräge Erdwand nicht zu fassen vermögen. Deßhalb besitzen auch alle Seedeiche eine viel schrägere äußere Böschung, als die minder der Gefahr ausgesetzten Flußdeiche.

Der Fuß des Deiches, oder vielmehr die letzte Fortsetzung der Dossirung, wird die Bärme genannt. Die obere Deichfläche, welche durchschnittlich 6—12 Fuß Breite hat, und, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren, oft etwas convex gebildet ist, heißt die Kappe. So erhält der Deich in seinem Durchschnitt nachstehende Gestalt:

Ein Deich im Querdurchschnitt.

a die Deichkappe; b die innere, c die äußere Dossirung; d die innere und e die äußere Bärme. Die Erde zum Deichbau wird mit seltenen Ausnahmen immer aus dem Vorlande geholt, welches man daher in der Nähe des Deiches ewig in großen flachen Gruben von quadratischer Gestalt abgegraben sieht. Ein solches ein oder zwei Fuß tief ausgestochenes Quadrat ist indessen oft schon in einem kurzen Zeitraum wieder vollgeschlemmt, weil man sorgt, daß größere und kleinere Kanäle (sogenannte Balgen und Grüppen) bei jeder Fluth das Wasser des Flusses hineinführen. Ueberhaupt erhöht sich das ganze Vorland, da es ja stets allen höheren Fluthen ausgesetzt ist; es ist im Laufe der Zeiten in einigen Gegenden fast sechs Fuß höher geworden als das Land innerhalb des Deiches. Dies ist unter Andern im nördlichen Osterstade der Fall.

Zunächst ist dann auf die zweckmäßigste Bekleidung der Deich-

Digitized by Google

image
not
available

dieſes ſehr ſelten. An einigen holſteiniſchen Deichen bedient man ſich dagegen zur Bedeckung einer ſtarken Faſchinenlage, die durch Pfähle feſt an den Deich gehalten wird und gute Dienſte leiſtet. In den hannöverſchen und oldenburgiſchen Marſchen kommt dieſe Art der Bedeckung nicht vor. Im alten Lande dagegen iſt ſie gebräuchlich; hier werden die einzelnen Flechtwerke Flecken genannt.

Die allerdauerhafteſte, aber auch bei weitem koſtſpieligſte Bekleidung iſt endlich die Steindoſſirung, bei der man den Deichkörper mit genau aneinander gefügten und durch Cement verbundenen Quadern von Granit oder Sandſtein, oder auch mit äußerſt hart gebrannten Ziegeln, z. B. ſogenannten holländiſchen Klinkern, belegt. Dieſe Art der Bekleidung findet bei ſehr wenigen oder nur bei den allerſtärkſten Seedeichen ſtatt, welche den wüthendſten Wogendrang abzuhalten haben. Wir finden ſie in Holland, Oſtfriesland, an der Nordſpitze des Butjadingerlandes und an der holſteiniſchen Küſte.

Außerdem ſchützt man die Deiche noch dadurch, daß man am Fuße der äußeren Bärme eine oder mehrere Reihen von Weidenbäumen pflanzt oder Palliſaden ſetzt, an denen ſich die Wogen brechen.

Doch nützen ſie im Ganzen wenig. Weiden gedeihen auch nur ſo weit der Fluß ſüßes Waſſer führt, und kommen nur fort, wenn Seewaſſer die Ufer beſpült. Der beſte Deichſchutz jedoch iſt und bleibt ein recht großes Vorland. Wo ein ſolches vorhanden, leiden die Deiche ſicherlich am wenigſten.

Wer heutiges Tags, auf dem hohen Deiche ſich haltend, in ſchöner Sommerzeit unſere Marſchen durchwandert, dem bieten ſie ein Bild dar, welches, wenn auch eben nicht durch reichen Wechſel der Gegenſtände, doch durch ſeine eigenthümlichen Contraſte immer ein höchſt anziehendes genannt zu werden verdient. Der Deich bildet die ſchmale Scheidelinie zwiſchen zwei Landſtrichen, die, wie nahe ſie auch zuſammengrenzen, doch im äußeren Cha-

image
not
available

einzige Grün. Zweimal des Tages kamen die grauen Fluthen und bedeckten Alles. In der einen Stunde sah man nichts als Schlamm, in der andern nichts als trübes Wellengerieſel; der nebelgraue Himmel vollendete das finſtere öde Bild.

In dieſer traurigen Einöde hatten ſich nun die Menſchen niedergelaſſen. Hier und dort auf den größten Inſeln hatten ſie, um ſich gegen die Fluthen zu ſchützen, einen Erdhügel, eine Wurth aufgeworfen; da verbrachten ſie in einſamer Rohrhütte, umgeben von Wellengemurmel und Schilfgeflüſter, ihr armſeliges Leben, von den Fiſchen, die ſie fingen, und den Sumpf- und Seevögeln, die ihre Pfeile erlegten, ſich kärglich nährend, aber in vollkommener Freiheit, in völliger Unabhängigkeit von einander. Höchſtens vereinigte ſich dann und wann ein Seeräuberzug. An ein gemeinſames Oberhaupt, an Geſetze und Spuren einer Verfaſſung war nicht zu denken.

So fanden Roms Legionen die Marſchen. Sie mochten mit Recht dieſe Gegenden troſtlos, ihre Bewohner elend und bedauernswerth nennen und konnten wohl vor ſolcher unwirthbaren Natur zurückbeben, kamen ſie doch aus dem ſchönen, ſonnigen Italien.

Ein ganz ähnliches Bild bieten noch jetzt die Watten Nordfrieslands mit ihren Halligen. Auch hier iſt es gar mancher Schiffsmannſchaft wie ein Zauberſpuck erſchienen, wenn ſie bei dunkler Nacht und mitten im Wogengebraus plötzlich in die lampenhellen Fenſter eines traulichen bewohnten Stübchens ſchaute, an denen ſie hart vorbeiſegelte.

Die noch jetzt zahlreich vorhandenen Wurthen ſind ein deutliches Zeugniß von jener erſten Zeit der Marſchen. Doch auch als ſchon Deiche das Land umgaben, wurden noch Wurthen aufgeworfen, theils um trocknere Wohnungen zu gewinnen, theils aber auch der Sicherheit wegen, da die anfangs ſchwachen und niederen Deiche wenig Schutz gewähren konnten. Vor Allem wurden für Kirchen und Begräbnißplätze die höchſten Wurthen geſchaffen. Sie ſoll-

Digitized by Google

image
not
available

Aeltesten unter ihnen wurde die Aufsicht und Leitung des Ganzen übertragen —: die Geschichte der Friesen, als Volk, hat begonnen, ein geordneter Rechtszustand ist angebahnt und die reichen blühenden Marschen sind begründet.

Diese Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit nannte man, wie sie noch jetzt heißt, eine Deichacht oder ein Deichband, ihre Statuten Deichordnung oder Deichrecht und die ersten Aufseher und Leiter des Deichwesens Deichgräfen.

In diesen alten Deichordnungen herrschen oft eine Weisheit, Umsicht und Klarheit, eine solche der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Strenge, daß sie uns immer noch mit Bewunderung und Verehrung für den Geist unserer Vorfahren erfüllen müssen, wenn sie gleich für unsere Zeit nicht überall passen würden.

Schon aus dem 14. Jahrhundert haben sich noch friesische Deichordnungen erhalten, vielleicht die ältesten bekannten. Vortrefflich ist das im Jahre 1670 neubegründete Deichrecht für Ostfriesland; für die bremischen Marschen gilt die 1743 in Stade publicirte Deichordnung. Früher hatte jede Marsch ihre eigene.

Es ist hier nicht der Ort auf diese Deichgesetze näher einzugehen, obwohl sich daraus auf Charakter und Sitten der alten Zeit manche interessanten Schlüsse ziehen ließen.

Die erste Grundlage aller alten Deichordnungen beruht auf dem Spruche: Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Also jedes von den Deichen beschirmte Grundstück ist deichpflichtig, und die Deichpflicht ist von dem Lande, worauf sie haftet, unzertrennlich und geht als Reallast auf jeden Besitzer desselben für alle Zeiten über. In einigen Marschen ist freilich nach und nach diese Regel vielfach umgangen und verletzt worden. Grundstücke, die man verkaufen wollte, belegte man stark mit Deichen, indem man andere dadurch bedeutend erleichterte, ja oft gänzlich von Deichlasten befreite. Es wäre aber sehr zu wünschen, den alten Kernspruch wieder in voller Kraft zu sehen.

Ein anderer heißt: De nich will diken, mot wiken.

image
not
available

liche Reden verführet werden." Ja in einer Deichordnung herrschte sogar ein Gesetz, das den Deich zu einem Asyl macht, und gebot, daß ein verfolgter Uebelthäter, wenn er gerade an dem Deich arbeitete, nicht eher, als nach vollbrachtem Tagewerke verhaftet werde, sondern so lange er arbeitet, unantastbar sei. Mit so viel Ernst, ja mit solch' hoher Ehrfurcht betrachtete man damals die Deiche, auf's Tiefste von ihrer hohen Bedeutung und Wichtigkeit durchdrungen.

Wie schon gesagt, ist wenig mehr von allen diesen zum Theil excentrischen, einem anderen Zeitgeiste angehörenden Gesetzen und Rechten in Kraft. Theils sind dieselben durch die Regierungen förmlich aufgehoben, theils nach und nach von selbst abgekommen und veraltet.

Als die Freiheit der Marschen verloren gegangen war, nahmen sich die Regierungen der oberen Deichaufsicht an und ernannten nun mit mathematischen Kenntnissen versehene Wasserbau-Directoren, Inspectoren und Conductoren, von denen die ersteren anfangs den Namen Oberdeichgräfen führten. Aber die derben, freiheitsliebenden Marschbauern sahen lange mit Unwillen und Groll auf die Neuerungen dieser „studirten Herren", deren Gelehrsamkeit und theoretisches Cirkelwesen auch oft gegen die langjährigen trefflichen Erfahrungen der ersteren schlecht genug Probe hielt. In letzter Zeit hat sich das gottlob geändert und beide Theile sind jetzt so vernünftig, sich gegenseitig anzuerkennen und zu ergänzen; gänzlich indeß ist hier und dort dieser Kampf der Theorie mit der Praxis noch immer nicht vorüber.

Zum Deichgräfen wird, wenigstens in der hannoverschen Marsch, noch heute ein erfahrener, angesehener Bauer gewählt, der mit einem Wasserbaukundigen und den Deichgeschwornen jährlich zweimal einen Umzug zu Pferde in seinem Distrikt unternimmt, oder wie es genannt wird, Deichschau hält. Die erste heißt die Frühlingsschau und findet meistens im März oder April statt. Bei dieser wird nachgesehen, wie der Zustand der Deiche nach den

Digitized by Google

image
not
available

Nordosten oder Norden umsetzend, gegen die Küsten und weit in die Flüsse hinaufpeitscht, wodurch die Ebbe sehr aufgehalten oder fast ganz gehemmt wird, wenn sich dazu noch eine Springfluth gesellt, dann steigen die wilden Wasser oft zu einer Höhe und Fruchtbarkeit, die einem das Herz erbeben machen.

Aber ruhig erwartet sie der Marschbewohner, weiß er doch, daß seine Deiche hoch und stark genug sind, ihm sicheren Schutz zu gewähren. Höchstens mag ihn ein trüber Gedanke an die Mühen und Kosten der Deicharbeit kommen, die wenige Stunden herbeiführen können.

So steht er, unbekümmert um den heulenden Sturm, auf der Klippe des Deichs und schaut in ernstem Sinnen auf die wallenden Fluthen, von denen er genau weiß, wann sie den Deich heranströmen werden.

Noch ist das Vorland trocken, noch sind die Fluthen in ihrem Bette, doch man sieht schon wie sie toben, wie sie sich bäumen und die weißen Zähne zeigen, als harrten sie voll Ungeduld der Stunde, da eine höhere Macht ihnen das Zeichen zum Angriffe gibt.

Jetzt nahen sie. Lauter und lauter wird das Brausen und Donnern. Sie erreichen das Vorland, in kurzer Zeit ist es bedeckt und bent nun, so weit das Auge reicht, nur eine einzige wilde Wasserwüste, deren Schaumkämme blendend weiß gegen das trübe Grau der Wogen absticht. Kein Schiff ist weit und breit zu erspähen, alle sind sie vor dem Sturme in sichere Buchten geflüchtet, und nur hier und dort kündet ein einsamer Weidenbaum, der mit seinem nickenden, wild zerzausten Haupte aus den Fluthen ragt, daß da unter den wilden Wogen grünes fruchtbares Land liegt.

Und noch immer höher schwillt das Gewässer; jetzt ist auch die Bärme, der Fuß des Deiches, besluthet, endlich der Deich selbst und es beginnt durch den Widerstand desselben eine furchtbare Brandung, ein wahrhaft majestätisches Schauspiel. Mit

image
not
available

letzte noch feste Erdreich bis auf den Grund fort, und durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin, tief den Grund aufwühlend, Alles was er auf seinem Wege findet mit sich fortspülend, Häuser im Nu zertrümmernd, Bäume ausreißend, Menschen und Thiere in seinen Fluthen begrabend und bald die weite ruhige Marschebene in eine wilde graue Wasserfläche verwandelnd.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird in höchster Hast das Mögliche aufgeboten, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, Alles was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht.

Ebenso eilt man auch nach einem wirklichen Deichbruche, so wie nur die Ebbe es zuläßt, die entstandene Lücke für die nächste Fluth so gut wie möglich zu verstopfen. Eiligst und mit großer Strenge werden selbst die umliegenden Ortschaften dazu aufgeboten, um schnell aus allem möglichen Material eine hohe mächtige Barrikade aufzuwerfen. Man arbeitet mit kaum glaublicher Anstrengung, und doch spült vielleicht schon wenige Stunden darauf die Fluth das ganze mühevolle Werk wieder fort, und Alles war umsonst.

In genauer, fast unzertrennlicher Verbindung mit dem ganzen Deichwesen stehen die Schleusen, in den Marschen Siele genannt, obgleich ihre Bestimmung eine den Deichen durchaus entgegengesetzte ist. Haben die Marschbewohner sich durch ihre Deiche gegen die Verheerungen und Nachtheile des Meeres geschützt, so suchen sie durch ihre Schleusen wieder die Vortheile desselben zu erlangen; schlossen sie sich durch die Deiche vom Meere ab, so streben sie durch die Schleusen wieder mit ihm in Verbindung zu treten; wehren sie durch jene dem Eindringen des Seewassers von außen, bahnen sie durch diese ihrem überflüssigen Wasser für immer einen Weg zum Meere. Die ganze bedeutende Wassermenge, welche kleine Binnenflüsse, die vielen Bäche der höher gelegenen

Digitized by Google

Geeſt und endlich Regen und Schnee den Marſchen zuführt, würde ſich hinter den Deichen ſammeln, anſchwellen und in kurzer Zeit das ganze niedere Marſchland überſchwemmen und in eine öde Sumpfgegend umwandeln. Man mußte daher bedacht ſein, denſelben einen bequemen Ausgang zu verſchaffen, durch den ſie ungehindert in's Meer fließen konnten. Wären nicht Ebbe und Fluth vorhanden und wäre der Meeresſpiegel immer von gleicher Höhe, ſo hätte es zu dieſem Zwecke nur eines einfachen, hinreichend weiten Canals durch den Deich bedurft. So aber war man genöthigt, zugleich der andringenden Fluth, welche das Land ebenfalls überſchwemmt haben würde, den Eingang zu verſperren. Auf dieſe Weiſe entſtanden die Siele.

Das Weſentlichſte eines ſolchen Siels iſt das Folgende.

Ein langer, der hindurchzulaſſenden Waſſermenge angemeſſen geräumiger Canal, oder beſſer geſagt Stollen, zieht ſich quer unter dem Deichkörper ſowohl, als unter ſeinen Bärmen hin. Er iſt entweder mit Balken und ſtarken Bohlen bekleidet und dann viereckig, oder aus Sandſteinquadern beſtehend und in dieſem Falle mit einem Tonnengewölbe bedeckt. Vorn, das heißt nach der äußern Mündung zu, erhöht und erweitert ſich der Stollen, hier faſt immer aus Holz beſtehend, und heißt Vorſiel. In dieſem Vorſiel befinden ſich zwei mächtige, aus ſtarken Bohlen gezimmerte und reichlich mit Eiſen beſchlagene Thorflügel, die ſich nur nach außen hin öffnen. Das Binnenwaſſer ſtößt ſie daher leicht auf und fließt ungehindert hindurch, ſobald aber die Fluth kommt, dringt dieſelbe mit gewaltigem Drucke gegen die offenſtehenden Thüren, dieſe geben dem Drucke des Waſſers nach und ſchließen ſich feſt zu. Auf dieſe Weiſe hat ſich die Fluth ſelbſt den Eingang verſperrt, ſo daß, wenn die Thüren gut ſchließen, auch kein Tropfen hindurch kann; weßhalb auch dieſe Thorflügel den Namen Fluththüren führen.

Da Beſchädigung oder Zerſtörung einer ſolchen Thüre von großen verderblichen Folgen ſein kann, ſo hat man in den meiſten

Schleusen vor jenen noch ein anderes Paar Thüren angebracht, welche die äußeren Fluththüren oder Noththüren heißen. Für gewöhnlich sind diese aber an den Wänden festgehakt, wodurch sie aufgesperrt erhalten werden und werden nur dann freigelassen, wenn die inneren Fluththüren beschädigt sind oder reparirt werden.

Damit aber gerade so viel Wasser durch den Siel gehe, als der Marschbewohner für nöthig erachtet, so ist an den größeren und wichtigeren Schleusen endlich ein drittes Paar Thüren, die Ebbe- oder Stauthüren, angebracht. Diese haben ihren Platz vor der inneren Mündung des Stollens und öffnen sich in einer den Fluththüren entgegengesetzten Richtung. Auch diese Thüren sind, wenn man ihrer nicht bedarf, durch Haken aufgesperrt, verschließen jedoch, wenn sie beweglich gemacht werden, nur die untere Hälfte des Stollens, da sie eigentlich nur Halbthüren sind.

Herrscht starke Dürre, daß auch die Geest den Marschen wenig Wasser zuführt, und das Vieh auf den Weiden zu dursten beginnt, so läßt man die Ebbethüren los, um das mit jeder Ebbe mehr und mehr wegfließende jetzt so nöthige Wasser zurückzuhalten. Dieses drängt dann die Ebbethüren zu, staut davor bis zur Höhe derselben auf und das überflüssige Wasser strömt darüber weg, während der andere Theil zurückbleibt und die lechzenden Wiesen und Weiden erfrischen kann.

Anstatt der Ebbethüren besitzen auch manche Schleusen nur ein einziges Ziehthor vor ihrer inneren Mündung, das Schott genannt, welches gleiche Bestimmung hat, aber durch Ketten und eine Art von Ankerwinden, oder durch eine Dampfkraft aufgezogen und niedergelassen werden kann. Namentlich wird dieses Schott im Winter bei starkem Froste herunter gelassen, um zu verhüten, daß die Fluththüren nicht festfrieren, wodurch unfehlbar eine Ueberschwemmung verursacht werden würde.

Schließlich wird die äußere Mündung noch durch ein Balkengerüst, der Sielhammer genannt, bekrönt, das ihr theils als

Digitized by Google

image
not
available

arbeiten sich dann rasch hindurch, oder lassen sich ziehen. Am häufigsten wählen sie die allerletzte Ebbe dazu, müssen aber alsdann sehr vorsichtig und schnell zu Werke gehen, damit sie nicht die kommende Fluth überrascht, während sie sich vielleicht gerade zwischen den Thüren befinden. Die Gewalt, mit welcher diese mächtigen Bohlenwerke zuschlagen, ist so groß, daß eine Zertrümmerung der Schiffe unvermeidlich wäre. Das Wasser dringt mit jeder Minute heftiger gegen die halbzugesperrten Thüren, welche keine Macht mehr zurückbringen kann und eine allgemeine Ueberschwemmung ist unabwendbare Folge.

Noch wird durch die Schleusen ein dritter Zweck erfüllt.

Die Bewohner der Marschen nämlich, deren Fluß süßes Wasser führt, haben durch sie den Vortheil, dieses nach Belieben in's Land lassen zu können, wenn dort Wassermangel herrscht. Durch eine Vorrichtung sperrt man die Fluththüren um ein Weniges auseinander, wodurch das frische Wasser einströmt, bis man genug hat. Die höher hinauf liegenden Flußmarschen haben daher einen großen Vorzug vor denen, welche vom salzigen Wasser bespült werden.

Die Schleusen gehören zu den wichtigsten Werken der Wasserbaukunst und die Kosten ihres Baues gehen immer in die Tausende. Die Anlage der größten derselben erforderte unzweifelhaft die Summe von 30 bis 40,000 Thalern.

So umgiebt denn sämmtliche Marschländer, viele Meilen weit, der Deich mit all seinen Schleusen. Hunderte von Thüren lassen ruhig und ungehindert das Binnenwasser in's Meer fließen und schließen sich zweimal jedes Tages mit dumpfem Gekrache, wenn die Fluth heraufschwillt.

Die Sturmfluthen.

Die Geschichte des Friesenvolkes, so weit zurück wir sie verfolgen können, ist eine einzige Kette unsäglicher Kämpfe und

Digitized by Google

image
not
available

zurück, sowie sich nur das Wasser verlaufen, und suchten wieder die zerwühlten, kaum mehr kenntlichen Plätze, wo ihre Wohnungen gestanden hatten, begannen von Neuem ihre verwüsteten Felder zu bestellen und von Neuem die hundertmal zerrissenen Deiche zu bauen, wohl wissend, daß schon der nächste Tag ein gleiches Elend bringen konnte.

Nein gewiß, in gleicher Weise hat kein Volk der Erde gelitten und gestritten, mit so rührender Liebe und Treue keines seiner Heimath angehangen! Eine derartige tausendjährige Leidensgeschichte mußte ihm endlich das tiefste Gepräge aufdrücken.

Ein Blick auf die Karte genügt, die Zerrissenheit der ganzen Küste, von der Schelde bis Jütland, darzuthun. Wie früher gesagt, man kann dreist annehmen, daß noch zur Zeit Karls des Großen das Land der Friesen das Doppelte an Umfang hielt als ihr jetziges Gebiet. Was heute noch übrig ist, sind nur die Trümmer des großen Ganzen; jene Inseln, die sich in langer, nur von Weser und Elbe unterbrochener Reihe an der ganzen Küste hinziehen, sind ärmliche dünengeschützte Brocken, welche sich oben erhielten, als ringsum soviel schönes Land in die Fluthen sank. Und hier und da wühlten die Wogen noch tiefe Meerbusen in's Land, als wollten sie gierig bis zum Herzen Deutschlands vordringen. Der Zuyderſee, das jetzt wieder nach vielen hundert Jahren trocken gelegte Harlemer Meer, der Dollart, der Jahdebusen: Alles was dort die trübe salzige Meerfluth bedeckt, war einst Land voller Fluren und Saatfelder, voller Dörfer, Kirchen und Klöster, und belebt mit einer kernigen, wackeren Bevölkerung.

Die unbedeutende Landgewinnung in den letzten Jahrhunderten, die paar eingedeichten, mühsam erworbenen Polder sind ein kläglicher Ersatz gegen so viel Versunkenes. Auch an jenen Inselbrocken nagen fort und fort die Fluthen und werden sie allmählig sämmtlich ihrem Untergange zuführen, dem einige von ihnen schon längst anheim gefallen sind.

„Weit aus in der See“, meldet Adam von Bremen, „liegt die

Digitized by Google

image
not
available

Kunde, auch die späteren ſind meiſtens mit wenigen dürren, oft von einander abweichenden Worten aufgezeichnet. Im Munde des Volks haben ſich ebenfalls verhältnißmäßig wenig Nachrichten darüber erhalten. Wie vermochte auch das arme Volk alles Elend im Gedächtniß zu bewahren! Man redete und klagte über die eine Fluth ſo lange, bis die andere kam und das Andenken der Vorgängerin mit erneuter wilder Gewalt fortſpülte. Es war ja eine faſt ununterbrochene Reihe, aus welcher nur die allerentſetzlichſten durch Jahrhunderte wie dunkle, grauſige Schreckbilder hervorragten. Nur von ſolchen Hauptfluthen, meiſtens nach dem Heiligennamen des Tages, an dem ſie einbrachen, benannt, haben wir etwas beſtimmtere Kunde. Ganz ſicher aber werden die Nachrichten erſt mit Einführung der Reformation; in die von da an überall genau geführten Kirchenbücher verzeichnen die Prediger manche traurige Geſchichte.

Die älteſte Sturmfluth, von der wir etwas genauere Nachricht beſitzen, war 1012. Zugleich erfahren wir vom alten Reimchroniſten Rennerns, daß ſie zu den erſten Deichen an der Weſer Anlaß gab.

De Elve un de Weſſerfloth
Sind düſſer Tied geworden grot
Und hebben velen Schaden dahn,
Darob is man tho Rade gahn,
Den Weſſerdiek to maken u. ſ. w.

Hernach ſagt er davon: „De Elve un de Weſſer branden im Norden drei Dage lang. So wurden baben de Mate grot und lehen awer. Do dat Water wedder wegfell, wurden viele dode Lüde gefunden, darvan quam ene grote Peſtilenzie.“

Darnach haben wir Kunde von einer großen Fluth im Jahre 1144. Von ihr melden der Mönch Godefried und der frieſiſche Hiſtoriker Ubbo Emmias, daß ſie faſt zwölf Meilen weit in's Land eindrang.

In den Fluthen des 12. und 13. Jahrhunderts entſtand der Jahdebuſen.

1164 verwüſtete, wie der Chroniſt Heinrich berichtet, eine Fluth ganz Nordfriesland. Im Kirchſpiel Brunnsbüttel kamen faſt alle Menſchen ums Leben.

Digitized by Google

image
not
available

verwildert, weil die Hände fehlten, es zu bebauen. Im nämlichen Jahrhundert ging noch dreimal das gierige Meer über's Land.

Dreizehn Sturmfluthen ereigneten sich im 17. Jahrhundert, doch sind nur drei wahrhaft bedeutend; die von 1634, dann die Fastnachtsfluth von 1648 und die Catharinenfluth von 1685. Von dieser litten die Marschen am rechten Weserufer am meisten. Osterstade lag drei Jahre lang offen und drohte eine öde Sumpfebene, die nur Binsen und Rohr trug, zu werden; — so waren die Deiche zerstört und fortgespült. Zum Andenken an diese Fluth beging man noch bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts den Catharinentag (den 25. November) mit einer kirchlichen Gedächtnißfeier.

Für Nordfriesland brachte die von 1634 das meiste Elend. 15,000 Menschen ertranken, 50,000 Stück Vieh gingen verloren, 30 Mühlen und 6 Kirchen stürzten zusammen, und tiefe Armuth kam über's Land.

Noch muß ich einer höchst merkwürdigen Fluth desselben Jahrhunderts erwähnen, der Sommerfluth im Jahre 1630, bei der ebenfalls die Wesermarschen sehr litten. Mitten im Sommer an einem schönen Tage, kam still und harmlos das Wasser, stieg höher und höher, überströmte und zerriß bald den Deich, verdarb alles Korn und zog sich dann ruhig und friedlich, wie es gekommen war, in sein altes Bett zurück.

Das vorige Jahrhundert hat eigentlich nur eine allgemeine Sturmfluth aufzuweisen, aber eine ganz entsetzliche, die Weihnachtsfluth des Jahres 1717. Gerade am heiligen Christabend, nachdem schon Tage lang ein furchtbarer Sturm aus Westen geweht, der ungeheure Wassermassen durch den Canal gepeitscht hatte, brach sie über die armen Marschen herein und richtete wieder unbeschreibliches Unglück an. Nicht eine Gegend blieb verschont, namentlich litten die Oldenburger Marschen, und fast in allen Kirchen hängen dort heute noch Gedächtnißtafeln, die aus ihren Kirchspielen manch' grausige Geschichte erzählen. Genau weiß man, daß diese Fluth hier 2471 Menschen und über 4000 Stück Vieh fortspülte,

Digitized by Google

image
not
available

sal des Osterstader Dorfes Offenwarden hing bei dieser Fluth an einem einzigen Haare. Der wegen eines Schleusenbaues neu aufgeworfene, noch ganz lockere Deich vor jenem Orte litt schon auf das Höchste. Bereits fingen die hochgeschwollenen, unabläßig heranbrausenden Fluthen an, sich oben durch die Deichkappe einen Weg zu bahnen. Die Gefahr hatte den letzten Gipfel erreicht. Eine Kappstürzung war mit jeder Minute voranszusehen, und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Einwohner des Dorfes, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröter, ein Enkel des Astronomen, voll Muth mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder einen Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens und unter der unsäglichsten Anstrengung ihr Heimathsdorf.

Mag es mit dieser kurz zusammengedrängten Aufführung der bedeutendsten und verderblichsten der Fluthen genug sein. Wer einen tieferen Blick in all das Elend der Vorzeit zu werfen wünscht, der lese „Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen“ von C. Element (Kiel 1845). Man wird das Buch nicht ohne ein tief ernstes, wehmüthiges Gefühl, nicht ohne lebhafte Bewunderung für solch' ein Volk aus der Hand legen. Mag auch die eigenthümliche Schreibart anfangs etwas befremden, die Wahrheit, das tiefe Gefühl sprechen aus jedem Worte.

„Die Geschichte der Wasserfluthen“, heißt es da z. B., „ist ein großer Theil unserer Lebenszeit. Sie stellt uns dar, wie dem Volke der Friesen, Deutschlands Ehrenvolke, das so harten Kampf mit Gott gekämpfet, nach und nach die See den geliebten Boden hier genommen, dort zertrümmert, wie es vorgebaut und nachgemühet, fortgelebt und fortgelitten Jahrtausende, nimmer müde, nimmer sicher, nimmer fertig unter Strom und Sturm, Eis und Wogen ewig bedroht, ewig verfolgt, von Morgen und von Abend; wie es seine Erde mit den Menschen verloren im Abgrunde der

Digitized by Google

image
not
available

und gefleckte Wassersalamander zwischen den schwarzen Blutegeln und Wasserkäfern lautlos hierhin und dorthin schleichen.

Das Klima der Marschen.

Die unmittelbare Nähe des Meeres und der großen Ströme, die niedere, ebene Lage und die Menge der Binnenkanäle und Gräben machen die Marschen wohl zu den allfruchtbarsten, aber auch nebligsten und regenreichsten Landstrichen Deutschlands. Werden überhaupt nach den bis jetzt gemachten meteorologischen Beobachtungen durchschnittlich für das ebene nordwestliche Deutschland im Jahre eine Zahl von 176 eigentlichen Regentagen und eine jährliche Regenmenge von 23 Zoll angenommen, so wird von dieser Durchschnittsannahme doch sicherlich das Maximum der Regenmasse auf die Küstenstriche und also auch auf die Marschen fallen.

Den größten Theil des Jahres wölbt sich ein grauer wolkenumzogener Himmel über den Marschländern, ein trüber, kalter Nebel bedeckt oft Tage lang die weiten Fluren, und häufig strömt ganze Monate hindurch mit Ausnahme kurzer Pausen, der Regen hernieder. Namentlich sind Mai, Juli, August, October und November oft völlige Regenzeiten; dagegen März, Juni, September und Januar durchgehends die heitersten und beständigsten Monate. Nie steigt aber im Winter die Kälte zu der gleichen Höhe, wie im oberen Deutschland, wo schon reinere Bergluft weht, und 18—20 Grad Kälte (Reaumur) gehören zu den Seltenheiten. Im Frühlinge, ja oft an den wärmsten Tagen und bei dem reinsten und sonnigsten blauen Himmel, wälzt sich plötzlich aus Westen ein schwerer, grauer Seenebel daher, welcher Alles mit seinem kalten Hauch durchschauert. Die Sonne verliert ihren Glanz und ihre Wärme, die Vögel verstummen, grau und leblos wird Alles und die ganze Natur ist auf einmal so still, so ernst und finster geworden, als sie noch vor wenigen Minuten freundlich und sonnig war. Eine unbestreitbare Einwirkung auf dies

Digitized by Google

image
not
available

Marschbewohner nennt jene verderbenbringenden Dünste „die salze Luft".

In den nördlichen Marschen ist es sogar schon gefährlich, im Frühling, und sei es auch nur eine Stunde, sich an der bloßen Erde zu lagern. Große Mattigkeit, Schwere und Uebelkeit, dumpfe Betäubung, Kopfweh und oft ein plötzliches Schwellen des Gesichts sind die augenblicklichen, noch leichtesten Folgen davon, und man kann froh sein, wenn nicht ein hartnäckiges Marschfieber nachschleicht.

Die Feldarbeiter in solchen Gegenden legen sich deßhalb niemals nieder, ohne vorher sorgfältig ihre Jacke oder etwas Stroh unter das Haupt zu schieben; fremde Wanderer aber müssen oft für ihre Unvorsichtigkeit büßen.

Die Flußmarschen, z. B. Osterstade, das Land Wührden, das Stedinger- und Stadtland, das alte Land und das Land Kehdingen, sind ungleich gesünder und von den oben erwähnten Krankheiten seltener geplagt; allein nach der Sturmfluth des Jahres 1824, wobei durch die Deichbrüche salziges Wasser in's Land kam und steigend wurde, brachen überall auch hier die hartnäckigsten Marschfieber aus, welche erst nach Jahren wieder verschwanden.

Obgleich Einheimische weit weniger von den Einflüssen des ungesunden Klimas zu leiden haben als Fremde, die meist früher oder später dem Marschfieber zur Beute werden, so ist doch auch unter den Eingebornen, insbesondere den der nördlichsten Marschen, nach genauen statistischen Beobachtungen, die Anzahl der Opfer verhältnißmäßig fast noch einmal so groß, als in dem übrigen Norddeutschland. Erkrankten doch allein im Oldenburgischen Amt Burhave im Sommer 1846 von 5200 Einwohnern 2940 Menschen am Gallen- und Wechselfieber, und im Amte Tettens (Jeverland) in demselben Sommer von 4230 Einwohnern an gleichen Fiebern über 3000, davon 147 erlagen. Und das Alles sind nur die Fälle, welche angezeigt und bekannt wurden, wie mancher mag ganz im Stillen seine Fieberanfälle getragen

Digitized by Google

image
not
available

ſtillen See begrenzt zu ſehen. Die über dieſe Grenze hinausliegenden Gegenſtände, wie z. B. Bäume, Häuſer und Thurmſpitzen, erſcheinen, als lägen ſie auf Inſeln und zeigen ihr verkehrtes Spiegelbild in der ſtillen, klaren Fläche ganz ſo, wie es wirklich der Fall wäre, wenn ſie an einem ruhigen Landſee lägen. Nähert man ſich, ſo rückt auch die Erſcheinung weiter, die vorher wie auf dem Waſſer ſchwimmenden Gegenſtände treten hervor, und die Täuſchung erneuert ſich nun für eine andere Gegend.

Die ganze ſeltſame Erſcheinung iſt ſo wunderbar täuſchend, daß der fremde Reiſende, der in der feſten Meinung, einen Landſee mit vielen Inſeln vor ſich zu haben, darauf zugeht, auf das Höchſte überraſcht und erſtaunt iſt, wenn er das ganze Trugbild ſich plötzlich in Duft auflöſen oder zurückweichen ſieht. —

Wer denkt hier nicht an die zauberiſche Fata Morgana bei Reggio's Küſte, an die arktiſchen Meerſpiegelungen, oder an das Trugbild der afrikaniſchen Wüſten, das dem vor Durſt verſchmachtenden Karawanenpilger auf einmal von fern eine klare Waſſerfläche zeigt, die aber, wenn er vor unendlicher Freude jubelnd hineilt, ſeine trockene, lechzende Zunge zu erfriſchen, in bloßen trügeriſchen Duft verſchwimmt und den armen grauſam Getäuſchten in dumpfer Verzweiflung ſtehen läßt.

Durch dieſelbe Erſcheinung, wie die in unſeren Marſchen, wurden die Franzoſen öfter bei der ägyptiſchen Expedition in den nördlichen Nilebenen getäuſcht. Und auch dort wie hier ſind Marſchländer.

Beim Auf- und Untergang der Sonne bemerkt man niemals dies Phänomen, ſondern es beginnt gewöhnlich erſt gegen 10 Uhr Morgens. An warmen dunſtigen, aber von hellem Sonnenſchein begleiteten und durchaus ſtillen Frühlingstagen iſt die Erſcheinung am ſchönſten und dann oft viele Tage hindurch ſich wiederholend, ſeltener im Spätſommer und Herbſt. Im Winter zeigt ſie ſich niemals.

Auch auf der Waſſerfläche der Ströme und des Meeres ſtellt ſie ſich bei warmem ſtillen Wetter dar. Alle dahinter befindlichen Gegenſtände ſcheinen alsdann über dem Waſſerhorizont hoch und

Digitized by Google

image
not
available

näheren verſteckt blieben. Aber an heiteren Frühlings- oder Sommerabenden, wenn die Luft nach einem ſehr warmen Tage ganz ſtill war, zeigten ſich dieſe Gegenſtände in einer ganz andern Geſtalt; die am Ufer liegenden Häuſer ſchienen zuſammengedrückt, oft ſo niedrig, daß man ſie nur mit Mühe erkannte, aber das ganze dahinter liegende Land mit ſeinen Dörfern, Häuſern und Bäumen war oberhalb jener nächſten Gegenſtände zu ſehen, gerade als ob das Auge von einer großen Höhe auf eine Ebene herabſähe, oder das ganze flache Land ſich als ein Theil einer hohlen Kugel in größerer Entfernung emporhöbe. Dörfer hinter Dörfern wurden viele Meilen weit ſichtbar. Sobald ſich aber ein friſcher Wind erhob, waren alle dieſe Erſcheinungen verſchwunden und das alte wohlbekannte Ufer lag wieder deutlich da, ohne daß auch nur eine Spur von dem zurückblieb, was noch eben ſo fremd und täuſchend dem Auge vorgeſchwebt hatte.

Auf der Inſel Neuwerk (wo Brandes, unſer Weltmann, die Leitung der Waſſerbauten im Jahre 1794 hatte) waren dieſe Erſcheinungen dadurch noch ausgezeichneter, daß man die, ſieben Meilen entfernte, ſonſt vermöge der Krümmung der Erde unſichtbare Inſel Helgoland ſah, und zwar nicht blos den hohen Felſen, ſondern auch die kleine, wenig über die Meeresfläche erhabene, niedrige Inſel und das ſie umgebende Meer ſelbſt, und zwar oft mit ausgezeichneter Deutlichkeit. Dieſe Phänomene, wo ſehr entfernte, ſonſt unſichtbare Gegenſtände zu Geſicht kommen und andere oberwärts ein umgekehrtes, auch wohl zwiefaches Bild über ſich haben, bemerkte man nur an ſchwülen, gewitterhaften Tagen und meiſtens erſt gegen Abend, dagegen ſtellte ſich an kühleren Sommertagen eine ganz andere Erſcheinung dar. Man ſah alsdann die Gegenſtände jenſeits des Waſſers in ihrer natürlichen Geſtalt, aber ſie ſchienen oberhalb des Waſſerhorizontes in der Luft zu ſchweben, und wenn man ſie mit dem Fernrohre genau betrachtete, ſo ſah man, daß der Gegenſtand zwar in ſeiner natürlichen Geſtalt erſchien, aber unterhalb ſich wie geſpiegelt zeigte,

Digitized by Google

image
not
available

Im Allgemeinen laſſen ſich in den Marſchen fünf hervorſtechende Erdarten annehmen, die in mächtigeren oder dünneren Lagen und durchſchnittlich in folgender Ordnung aufeinander geſchichtet ſind.

Die alleroberſte Schicht bildet natürlich Humuserde, auch Damm- oder Bauerde genannt. Sie beſteht aus einem Gemiſch von Thon, Sand und einer Menge ganz oder halb verweſter Pflanzentheile, welche derſelben die große Fruchtbarkeit verleihen. Im trocknen Zuſtande iſt ſie bräunlichgrau und von ziemlich heller Farbe, naß dagegen tief dunkelgrau, beinahe ſchwarz. Je nachdem in dieſem Boden der Thon oder der Sand überwiegend iſt, bezeichnet man ihn als ſchwerer oder leichter. Doch bezieht ſich dieſe Benennung nur auf die Bearbeitung des Bodens, welche allerdings durch Vorherrſchen des Thones erſchwert und durch das des Sandes dagegen erleichtert wird. Sonſt iſt dem ſpecifiſchen Gewichte nach Sandboden ſchwerer als Thonboden, und überhaupt der Sand ſtets der ſchwerſte Theil aller Ackererden. Doch fällt es Keinem ein, den Marſchboden nach ſeinem ſpecifiſchen Gewichte leicht oder ſchwer zu nennen. Schwer iſt daher gleichbedeutend mit bindig, zähe und ſteif.

Nicht in allen Gegenden iſt die Bauerde von gleicher Tiefe. Während ſie an dieſer Stelle kaum eine Handbreit Dicke beſitzt, iſt ſie an jener vielleicht mehrere Fuß mächtig, doch ſelten über 4—5 Fuß, nur in den neuen Groden und Poldern iſt ſie von bedeutender Mächtigkeit. Den ſchwerſten Boden finden wir im nördlichen Oſterſtade, im Vilande, im ſüdlichen Lande Wurſten und Kehdingen, dann im Stad- und dem ſüdlichen Butjadinger Lande. In allen dieſen Diſtrikten iſt daher meiſtens die Viehzucht gegen den Ackerbau vorwiegend. Leichteren ſandigeren Boden beſitzen dagegen das ſüdliche Oſterſtade, das nördliche Wurſten, das Land Hadeln, das alte Land und von den oldenburgiſchen Marſchen das nördliche Butjadinger- und Jeverland. Hier herrſcht aus leicht erklärlichen Urſachen überall der Ackerbau vor.

Faſt unmittelbar unter der Bauerde findet ſich der ſogenannte

image
not
available

Sie besteht aus einem Gemisch von Thon, feinem Sande, aber vorzüglich aus kohlensaurem Kalk, der mitunter fast allein herrscht. Im feuchten Zustande ist die Erde bläulich grau, getrocknet aber hellgrau, und je mehr Kalk darin ist, desto weißer. Außerdem enthält sie, zwar im geringen Maaße, noch Kiesel, Schwefel und einiges Andere.

Im Stedingerlande, Osterstade und Wörden tritt sie nur in unbedeutenden Spuren auf. Im Butjadingerlande aber wie im Lande Wursten, Hadeln und den holsteinischen Elbmarschen erscheint sie in großer Mächtigkeit und Fülle und spielt im Ackerbau dieser Gegenden eine bedeutende Rolle. Man bringt sie nämlich nach Art des Mergels nach oben und vermischt mit ihr die Ackerkrumen, wodurch dem erschöpften Boden eine neue Güte und Fruchtbarkeit gegeben wird, namentlich, wenn man noch einen auch nur geringen Theil thierischen Düngers hinzusetzt. Man nennt ein solches Verfahren verschieden: im Oldenburgischen heißt es „Wühlen", im Lande Wursten und Hadeln „Kuhlen", in Holstein und Schleswig „Kleien" oder „Wallpiepen", und auch die Erde darnach „Wühl-, Kuhl- oder Pieperde". — Bei Beschreibung der einzelnen Marschen mag auch das Verfahren umständlicher besprochen werden, darum hier nur noch ein paar Worte über die Entstehung dieser Schicht.

Es treten uns bei dieser Frage eigenthümliche Räthsel entgegen. Einige der Schichten namentlich, die im Lande Hadeln vorkommen, dürfen wir ruhig und mit Sicherheit als einstige große Muschelbänke bezeichnen; denn das ganze Lager sitzt noch voll Schalen, namentlich der Gattung Cardium, Mactra und Meja, dieselben Arten und in derselben Weise gelagert, wie wir sie in zahlloser Masse noch heutigen Tags auf den Watten finden. Theils sind die Schalen noch wohlerhalten und kennbar, theils in kleinen Trümmern, theils aber auch im Laufe der Jahrhunderte gänzlich zu einer unorganischen Kalkmasse zerfallen. Genug, ihr Ursprung ist keinem Zweifel mehr unterworfen, und würden die großen

image
not
available

sind. Er findet sich in sehr verschiedener Tiefe, oft dicht unter der Oberfläche, oft 30 ja 60 Fuß im Grunde. Durchgängig aber bildet er die allerunterste Schicht und liegt unmittelbar auf dem Grundsande. Getrocknet hat der Darg die größte Aehnlichkeit mit leichtem Torf, brennt auch wie dieser, entwickelt aber beim Brennen einen so unangenehmen schwefligen Geruch, daß man ihn nie zur Feuerung benutzt, und selbst die ärmsten Leute ihn verachten.

Spärlich, unzureichend und oft noch grundfalsch ist, was bis jetzt über diese mächtigen Darglager und ihre Entstehung geschrieben wurde. „Es waren ungeheure Rohrfelder, die von darüber sich lagernden Schlammmassen begraben sind.“ Mit diesen oberflächlichen Worten pflegen die meisten Geognosten der Marschländer den Darg abzufertigen. Wie leichtsinnig und unhaltbar das aber ist, wird auf den ersten Blick klar, wenn man die große Mächtigkeit mancher Schichten betrachtet; denn ein überschüttetes und zusammengepreßtes noch so üppiges Rohrfeld würde doch kaum ein Fuß dickes Lager bilden; auch das ungleiche Vorkommen der Schichten, bald hoch, bald in großer Tiefe, hier völlig wagrecht und gleichmäßig, dort wieder geneigt liegend und an Mächtigkeit an einem Ende das Doppelte als am andern haltend, läßt sich nicht dadurch erklären.

Alles aber wird plötzlich klar und begreiflich, sobald wir uns wieder das Bild, das die Marschen vor einem Jahrtausend darboten, vor Augen stellen.

Da sehen wir von den Dünenhöhen, den jetzigen Hügeln am Seestrande, begrenzt die weiten, menschenleeren Sumpfebenen sich dehnen. Jede Fluth bespült sie, der träge Fluß windet sich in hundert kleinen oder größeren Armen hindurch, eine Menge flacher Inseln bildend; nirgends ein Baum oder auch nur ein Strauch, nirgends Gras und bunte Blumen. — Das einzige Grün dieser fluthenumrauschten Einöde aber waren die mächtigen hohen Rohr- und Binsenfelder, die unabsehbar alles höhere Land umwogten. Kein menschlicher Fuß betrat sie, keine Sense erklang in ihnen,

Digitized by Google

image
not
available

wie ich sie angeführt habe, auf einander. Ich habe nur die Reihenfolge erwähnt, welche durchschnittlich am häufigsten stattfindet. Es kommt jedoch auch sehr oft vor, daß eine oder die andere Schicht gänzlich fehlt, oder äußerst unbedeutend ist, aber auch in verschiedener Tiefe ein oder mehrmal wiederkehrt. —

Durchbohren wir alle diese verschiedenen Erdlagen, so treffen wir endlich eine mächtige, reich von Wasser durchzogene, reine Sandmasse, welche überall die Grundlage der ganzen Marsch bildet und eigentlich nichts weiter ist als eine unterirdische Fortsetzung der Geest. Die Tiefe, in welcher dieser Sand beginnt, ist sehr verschieden. Da, wie schon früher erwähnt, dieses unterirdische Sandland ebensowohl Hügel und Niederungen hat wie das sichtbare, so muß man in den Marschen vielleicht an dieser Stelle über 70—80 Fuß tief graben, um auf Sand zu stoßen und an jener dagegen zu diesem Zwecke kaum 10—12 Fuß, während an einer noch andern Stelle der Sand sogar an die Oberfläche tritt, ja selbst sich oft einige Fuß hoch darüber erhebt.

Je näher der Geest, desto höher liegt natürlich meistens der Sand. Wie mächtig nun diese Sandmassen sind, was unter ihnen liegt, und wie tief man bohren müsse, bis man zum Felsgrunde, dem Gerippe der Erde, dringt, Alles dies ist dunkel und wenig erforscht. Der Marschengeognost braucht es auch nicht zu wissen, er dringt nur durch die Erdschichten bis zum Sande vor, aber Alles, was dann kommt, geht ihn nichts weiter an. —

Ein großer Uebelstand in den meisten Marschen ist der Mangel an gutem Trinkwasser. Die Brunnen müssen oft 60—70 Fuß tief durch alle Erdschichten geführt werden, bis man auf das Sandlager stößt. Hier erst findet sich einigermaßen gutes Wasser, das demungeachtet sehr selten klar und reinschmeckend ist.

Und dennoch können die Bewohner der Gegenden, wo Brunnen möglich sind, sich glücklich preisen. In den nördlichen Marschen wie im Jeverlande, Ostfriesland, Butjadinger und im Lande Wursten findet man in einigen Strichen oft weit und breit keinen

Digitized by Google

image
not
available

mit den wilden Fluthen kämpft, die ihn zu begraben drohen, dürstet er vielleicht nach einem Schluck frischen Wassers, seine Zunge zu befeuchten.

Ungleich glücklicher sind in dieser Hinsicht jene Marschen, bei denen noch die Flüsse süßes Wasser führen, welches man, wenn auch das Wasser der Gräben und Brunnen verderben sollte, durch Schleusen in's Land zu führen vermag. Solchen unberechenbaren Vorzug besitzen zum Beispiel das Stedinger- und Stadland, Osterstade, Land Wührden und das alte Land.

Eine zweite Schattenseite der Marschländer ist die schnelle Erweichung ihres Bodens. Im Gegensatze zu Sand- und Lehmbödden nennt man den der Marschen Klei, welches Wort mit dem englischen clay (Thon) die nämliche Abstammung und Bedeutung besitzt. Im Sommer und überhaupt bei trocknem Wetter wird der Kleiboden sehr fest, hart, zieht sich zusammen und erhält dadurch nach allen Richtungen hin starke Risse, die oft mehr als einen Fuß in die Tiefe hinab sich erstrecken. Wenige Regentage dagegen sind hinreichend, den Kleiboden in völligen Schlamm aufzulösen.

Im Sommer sind daher die Wege in den Marschen außerordentlich hart, eben und in jeder Hinsicht ausgezeichnet, so daß sie den besten Kunststraßen nicht nur nicht nachstehen, sondern dieselben sogar übertreffen. Im nassen Herbst und Winter hingegen befinden sich jene in einem Zustande, von dem es schwer ist, sich einen Begriff zu machen, so daß der Fremde, welcher die Wege nur im Sommer gesehen, es kaum glauben wird, daß es noch dieselben sind. Regnet es stark, so erweichen alle Straßen zu einem grauen flüssigen Brei, der beim Reiten und Fahren unaufhörlich in die Höhe spritzt und in welchem der Fußgänger bis ziemlich zum Knie einsinkt. Regnet es weniger, so ist es noch schlimmer; alsdann wird der Boden ein äußerst zäher, steifer und bindiger Teig, welcher sich dem Wanderer schwer an die Füße hängt und den Fuhrwerken die Räder füllt, so daß man

image
not
available

durchzogen von ſolchen herrlichen Klinkerchauſſeen, die wohl zum Beſten gezählt werden können, was je die Straßenbaukunſt in der Ebene geleiſtet hat.

Die Pflanzenwelt der Marſchen.

Der Charakter der Marſchländer tritt vielleicht nirgends ſo deutlich in die Augen als in ihrer Pflanzenwelt. Die Flora der Marſchen iſt eine ſo merkwürdige und auffallende, daß man nicht erſt Botaniker zu ſein braucht, um ihre große Verſchiedenheit von den andern Gegenden auf den erſten Blick wahrzunehmen.

Der überaus fruchtbare, gänzlich ſteinloſe, thonige, feuchte und mit vielen Salztheilen durchſetzte Marſchboden konnte nichts Anderes als eine Flora erzeugen, welche eben ſo ſchroff gegen die der benachbarten Moore und Geeſthöhen abſticht, wie die Marſch ſelbſt in ihrer Geſammtphyſiognomie.

Zuerſt überraſcht der gänzliche Mangel aller wild wachſenden Bäume und Sträucher. Hätte nicht der Menſch ſeine Wohnungen, ſeine Deichbärmen und ſeine Feldwege hier und dort mit Bäumen umpflanzt, ſo wären die ſämmtlichen Marſchländer eine einzige weite, völlig baum- und gebüſchloſe Ebene. Die Ononis spinosa, Hauhechel, welche hie und da an trocknen Wegen wächſt, iſt der einzige ſehr unſcheinbare Repräſentant der Holzgewächſe in den Marſchen. Sodann frappirt das Vorherrſchen der Rohrgewächſe, Binſen, Cariceen und Gräſer über die eigentlichen Kräuter. Weiter befremdet die äußerſt geringe Zahl der Flechten und Mooſe, vielleicht zuſammen kaum 16 Arten, und endlich, bei aller Ueppigkeit und Fülle der Vegetation, doch die große Armuth an Geſchlechtern und Arten, wie nachſtehende kurze Ueberſicht beweiſt.

Die Familie der Compoſiten iſt noch bei weitem die zahlreichſte. Sie findet ſich mit 40 Arten ein; dann folgen dem Umfange nach die Cruciferen 18 Arten, Umbelliferen 18 Arten, Labiaten 14 Arten, Papilionaceen 12 Arten, und Ranunculen 13 Arten

image
not
available

unbedeichten Inseln, Platen und Sande, und reicht bis an den Deich, der sie schroff abgrenzt. Wir betrachten zuerst die Flora der Flußgroden.

Hier sind die ersten Pflanzen, welche Demjenigen, der sich dem Lande nähert entgegentreten, Scirpusarten. Aus dem allerweichsten, fast flüssigen Schlamme, der kaum mit niedrigster Ebbe frei wird und nur die leichten Strandläufer und die Möve zu tragen vermag, den Menschen aber tief einsinken läßt, sprossen jene Scirpusarten erst sparsam und einzeln, wo aber der Schlamm um Weniges höher und fester wird, häufiger hervor. Aus ihnen flicht der Marschbewohner Stricke und Stuhlsitze, oder streut mit einigen Arten derselben seinem Vieh. Die niedrigsten Platen sind mit ihnen ganz bewachsen, und der Scirpus lacustris ist als die erste Pflanze und der Anfang aller Vegetation der Marsch überhaupt zu betrachten.

Wenn der Schlamm sich verdichtet, stellen sich Glyceria ein, verbreitet der Kalmus seinen aromatischen Geruch, hebt die Rohrkolbe (Thypha latifol. und angustifolia) ihr braunes Haupt aus dem grünen Schilfe.

Wenn der Boden noch fester und höher wird, so daß ihn gewöhnliche Sommerfluthen nur bespülen, finden sich die *langen*, mächtigen Rohrfelder, welche für manche Gegenden so *wichtig* sind. Dieser zweite Strich hat fast keine einzige andere Pflanze aufzuweisen, da das oft nahe an 10 Fuß hohe Rohr (Arundo phragmites) durchgängig eine außerordentlich dichte Wildniß bildet, die keine andere Vegetation zuläßt und durch welche sich der Mensch nur mühsam hindurch arbeiten kann. Ein solcher Rohrstrich ist bald schmäler, bald breiter, aber oft ununterbrochen mehrere Stunden lang.

Er ist, wie schon einige Male bemerkt, für die Landbildung wie für den Haushalt der Marschen sehr bedeutsam, ebenso aber ist er es auch in ästhetischer Beziehung. Nehmen wir die weiten Grasfluren aus, so ist keine andere Pflanze der Marsch im

Digitized by Google

image
not
available

Auch das Thierleben in den Rohrfeldern iſt ein eigenthümlich ſtummes, nächtliches und geheimnißvolles. Die einſame Fiſchotter hauſt da in tiefer Verborgenheit, der ſcheue Reiher ſteht lauernd am Ufer, Tags ſieht man wohl die braune Rohrweihe mit ſchönem, ſanftem Fluge darüber ſchweben, und tief im Dickicht wohnt das ſchwarze Waſſerhuhn, ein ſtilles ſanftes Thier mit ſchönen klugen Augen, mit der ſeltſamen weißen Stirnplatte, rothen Kniebändern und wunderſamen Lappenfüßen. Und wie klug, wie vorſichtig iſt es! Es baut ſich ein dickes, großes Neſt aus trocknen, hohlen Stengeln, aber heftet es weislich nicht an den Boden. Kommt nun die Fluth, ſo ſchwimmt es luſtig mit ſeinen Neſtküchlein oben und ſteigt und fällt mit ihr; damit Wind und Wellen es nicht gar auf den offenen Strom treiben, hat es das Neſt an die Spitze eines langen, überhängenden Rohrhalms befeſtigt und kann ſo mit aller Gemüthsruhe dem Gang der Dinge zuſchauen. Auch das zierliche, gefleckte Rohrhuhn, die Rolle und der Wachtelkönig ſind ſcheue, ſelten bemerkbare Schilfbewohner; doch vernimmt man in warmen Sommernächten allerlei Stimmen. Namentlich läßt dann der ſtets unſichtbare Wieſenſchnarrer ſein einförmiges, ſeltſames Schnarren hören, das genau ſo klingt, als ob man ſchnell zweimal hintereinander mit Meſſerrücken über die Zähne eines weiten Kammes fährt; vor allen aber zwitſchert, pfeift, ſchnattert, ziſcht und gurgelt der kleine luſtige Schilfſänger, auch Rohrſperling genannt, in allen Tonarten unermüdlich bis an den hellen Morgen. Viel ſeltener dagegen tönt das dumpfe, ſchauerliche Stöhnen oder Brüllen der Rohrdommel durch die Stille der Nacht. Das regere Treiben auf den Strömen, namentlich die brauſenden Dampfſchiffe, die von Jahr zu Jahr mehr die Fiſche der Fluth, wie die ſcheuen Bewohner der Ufer verſcheuchen, haben auch dieſe Reiherart faſt gänzlich vertrieben.

Der dritte Strich endlich beſteht ſchon aus ganz feſtem und hohem Erdreich, welches nur bei höheren Fluthen überſchwemmt wird, und reicht vom Rohrſtrich bis zum Deiche. Hier verſchwin-

image
not
available

und verſchwunden iſt faſt Alles, was noch an den früheren Charakter des Stromes erinnerte, er ſelbſt, ſeine Thier- und ſeine Pflanzenwelt ſind verändert. Die blumenreichen Wieſen und die hohen Rohrfelder, welche noch wenige Stunden aufwärts den Strand umgaben, ſind nicht mehr zu erblicken. Wohl zeigt ſich noch die Rohrpflanze, aber nicht mehr wie früher in dichter Waldung, ſondern ganz einzeln und ſo verkrüppelt, ſo dünn und niedrig, daß man ſchwer glauben will, es ſei noch jene ſtolze Grasart. Keinen Strauch, viel weniger einen Baum erſpäht das Auge; die letzte Weide hat uns längſt verlaſſen, und über das gradlinigſte kahle Ufer, über ein weites ödes Watt und langgedehnte Sandbänke ſchweift der Blick, durch nichts gehemmt, bis zur fernen Kimmung.

Auch landwärts iſt das Bild kaum reicher. Gleichmäßig hoch zieht ſich der Deich in großen Schwingungen das Ufer entlang, jeden Blick landeinwärts wehrend; von allem Ueppigen oder Lieblichen, das er ſchützend umgiebt, erſchauen wir nichts. Etwa ein Kirchthurm, ein Mühlenkreuz oder ein paar Häuſergiebel unterbrechen da und dort die Einförmigkeit der Linie. Bäume wagen kaum hinüber zu ſchauen in das wilde Meer, ſie hocken wie ängſtlich und frierend hinter dem warmen Schutze des Deiches, um ſich vor ihrem ärgſten Feinde, dem rauhen Seewinde, zu bergen. Wohl verſucht es einzeln eine kräftige Marſchſeſche des Windes zu ſpotten und ihr Haupt höher und ſtolzer zu erheben, aber bitter muß ſie es bereuen; denn bald ſteht ihre Krone ſturmzerzauſt und voll bleicher, dürrer Aeſte, und wie im angſtvollen Sehnen ſtreckt ſie ihre Zweige dem tieferen Lande zu, wo ihre Brüderbäume in linderer Luft und wärmerem Sonnenſchein friedlich und ruhig ihr reichbelaubtes Geäſt ausbreiten können.

Betreten wir jetzt jenes große fruchtbare Vorland, die Außendeiche, Groden oder Helder, wie in verſchiedenen Marſchen dieſe Anſchwemmungen außerhalb der Deiche genannt werden. Während wir im älteren Marſchlande in die Tiefe dringend, verſchiedenartige

image
not
available

Boden an Jod und Natron ſo reich iſt wie kein anderer Deutſchlands. Keins dieſer Gewächſe iſt irgendwie in Schönheit der Geſtalt, Farbe und Blüthe oder Lieblichkeit des Duftes ausgezeichnet, faſt alle ſind unanſehnlich mit kleinen grünlichen oder weißen Blumen geſchmückt; nur einige zeigen ein mattes Roſa und eine einzige, die Meerſtrandsaſter, ein eben ſo mattfarbiges Lilas. Ebenſo enthält auch nur eine dieſer Pflanzenarten wirkliches Aroma, der Seewermuth. Alle anderen ſind von einem tiefen oft in's Schmutzigbraune übergehenden Grün und, das iſt characteriſtiſch, die meiſten dickfleiſchig und von ſeltſam unbeſtimmter, beinahe unaufhörlich ſchwankender und abweichender Blattform, dabei mit einem ſo reichlichen, ſalzigſchmeckenden Safte gefüllt und von ſo lockerem Zellgewebe, daß die meiſten getrocknet bis zur Winzigkeit zuſammenſchrumpfen und tief ſchwarz werden. Beim Verbrennen liefern alle eine große Menge Kali und gewähren ſo dem Haushalte des Menſchen einen nicht unbedeutenden Nutzen. Freilich iſt an unſern deutſchen Küſten die Sodagewinnung noch äußerſt unbeträchtlich, hat aber auch hier ſicher eine Zukunft.

Verlaſſen wir das kahle Watt, ſo iſt die erſte Pflanze, die uns auf dem etwas höheren Boden entgegentritt, zugleich die auffallendſte der geſammten Flora. Es iſt der ſonderbare Krückfuß, Salicornia herbacea, in einigen Gegenden auch Glasſchmalz genannt, eine ſo ſeltſame Saftpflanze, wie man ſie wohl unter den Tropen, ſchwerlich aber in dem rauhen Norden zu finden vermuthen ſollte. Wer dieſe Pflanze in ihrer ungewöhnlichen Ueppigkeit zum erſten Male erblickt, glaubt eher vor einem Mesembrianthemum Südafrikas oder vor einem Cactus Braſiliens zu ſtehen, als vor einem ehrlichen deutſchen Kraute. Dem Cactusgeſchlechte Rhipsalis iſt unſer Krückfuß, ſeiner äußeren Geſtalt nach, ich möchte nicht blos ſagen ähnlich, nein, faſt auf ein Haar gleich. Man bemerkt an ihm kein Blatt, ein runder Stengel ſproßt aus dem andren, und dabei zeigt ſich eine ſolche Saftfülle, daß nur das feine Oberhäutchen und der dünne, drahtförmige innere Stengel

image
not
available

Wo der Boden so hoch und trocken ist, daß nur Winterfluthen ihn bedecken können, bezeichnen noch zwei Kräuter die Grenzen der Flora, gewissermaßen ihre Vorposten gegen das Land hin. Das eine ist die Armeria (Armeria vulgaris), welche sicherlich vielen Lesern, die auch nicht den Seestrand besucht haben, bekannt sein wird. Es ist nämlich jene Pflanze, die ihrer schmalen grasartigen Blätter wegen „englisches Gras" genannt und ihrer rosenrothen Blüthenköpfe halber häufig zur Einfassung von Blumenbeeten verwandt wird. Die andere Pflanze ist der silbergraue weiche Seewermuth (Artemisia maritima), aus dem der friesische Schiffer seinen wohlthuenden wärmenden Magenbittern bereitet, den an allen Küsten als Präservativmittel gegen das Marschfieber hochgepriesenen und hoch gehaltenen Trank.

Die meisten dieser Pflanzen stehen mehr oder weniger vereinzelt, nur der Krückfuß und etwa noch das kleine Milchkraut überziehen hie und da in größerer Menge den Boden. Eigentlich gesellig und zugleich die einzige Grasart dieses Pflanzenstrichs ist nur Glyceria maritima, in Ostfriesland wie im Jever- und Butjadingerlande „Andel" genannt. Sie bildet die reichsten, üppigsten Viehweiden und Schurwiesen, und ohne sie würden die mächtigen Groden am Meere vor ihrer Eindeichung von äußerst geringem Nutzen sein, während sie jetzt Tausende einzubringen vermögen. Alle niedrigen Inseln und Halligen Frieslands sind mit diesem herrlichen weichen Grase bedeckt, welches ebenso, wie die anderen Strandpflanzen, voller Saftes und Salzgehaltes ist. Der Andel trocknet deshalb äußerst schwer, weil das Salz immer wieder feucht wird; ein Fuder dieses Heues ist aber mehr werth als zwei von anderm Grase, und das Vieh frißt jenes, frisch wie getrocknet, lieber als jedes andere Futter, um dabei außerordentlich zu gedeihen.

Noch bleibt eine hervorstehende Eigenschaft dieser Geestpflanzen zu erwähnen, ihre merkwürdige Exclusivität. Nur höchst selten nämlich wandert eine oder die andere derselben in's Land,

image
not
available

Spott hat man von jeher dieſe Hypotheſe verfolgt und verhöhnt, und doch wie natürlich erſcheint ſie! Das wunderbare regelmäßige Zuſammenſchießen von Kryſtallen aus völlig formloſer Maſſe, dieſes Uebergehen vom Chaos zum Organismus, das nimmt Niemanden Wunder; daß aber in der Erde bei einem gewiſſen und genauen Verhältniſſe von Elementen und Stoffen, von Wärme, von Magnetismus und unter Mitwirkung von wer weiß welchen uns noch unbekannten Naturkräften eine kleine Pflanzenzelle entſtehen, oder, wenn man will, kryſtalliſiren könne, um dann weiter und weiter ſich fortzubilden und begünſtigt von allen nöthigen äußeren Umſtänden ſich allmählich zum eigentlichen Pflanzenindividuum zu erheben, — dagegen ſträubt man ſich mit aller erdenklichen Macht und mit allem Aufwande von Geiſt, Gelehrſamkeit und — Unſinn, weil man dies ſtille wunderbare Weben und Schaffen der Natur nicht gerade mit Händen greifen und weder mit chemiſcher Retorte analyſiren noch unter Oberhäuſer'ſche Gläſer bringen kann. Viel lieber erzählt man ſich von den Pflanzen die abentheuerlichſten Reiſegeſchichten.

Doch es iſt hier nicht der Ort, dieſen Gegenſtand, über den ſich Bücher ſchreiben ließen, näher auszuführen. Auch von der Meeresflora ſelbſt ſei hiermit genug geſagt, iſt's doch eben eine gar arme und unſcheinbare, farb- und duftloſe Pflanzenwelt ohne höhere Form! Ueber ihrem, unter Wogengebrauſe und Seenebel entſproſſenen einförmigen Grün ſingt kein Vögelein ſein munteres Frühlingslied, kein bunter Falter umflattert ihre Blüthen, kein ſummend Bienchen kommt aus ihnen zu nippen, nur Schwärme langbeſchwingter Möven und Seeſchwalben ſegeln darüber hin, nur Kibitze, Regenpfeifer, Strandläufer und Stelzfüßler vieler anderen Arten beleben oft zu Tauſenden den Strand, ſich jagend, beißend, lärmend und im hurtigen Laufen auf den fluthentblößten Banken ihre Beute erhaſchend. Nicht einmal der ehrliche Grünfroſch quackt ſein Lenzgequack, blos ſchmutziggraue Strandkrabben huſchen, wenn menſchliche Tritte nahen, lautlos in die ſtaguiren-

Digitized by Google

image
not
available

Schon an den Deichwänden selbst begegnen wir einigen neuen Pflanzen z. B. dem gelben Wiesenbocksbart (Tragopon pratensis), dem Ackervergißmeinnicht (Myosotis arvensis), der Hundszunge (Cynoglossum officinale), dem Feldsalat (Valerianella olitoria), dem schönblüthigen Beinkraut (Linaria vulg.), dem Kreuzkraut (Senecio vulg.), der zierlichen Ackerwinde und anderen Kräutern, die thonigen und trocknen Boden lieben.

Verlassen wir den Deich und steigen in's Land, dann sind wir erst im eigentlichen Reiche der Gräser, die hier jene unabsehbaren, üppigen, prächtig grünen Weideflächen bilden, wie sie so in keiner anderen deutschen Gegend angetroffen werden mögen. — Arten der vorherrschenden Geschlechter Agnostis, Aira, Phleum, Alopecurus, Festorea, Bromus Dactilis, Hordeum und Triticum treten uns hier dicht gedrängt, in Menge und ungemeiner Ueppigkeit entgegen. Eigentliche Kräuter aber finden sich verhältnißmäßig nur wenige, die Maasliebe, Bellis perennis, der Löwenzahn, Leontodon, ferner die gemeine Pruelle (Pr. vulgaris), der rothe Augentrost, die Achillea und zwei Distelarten sind die häufigsten und nennenswerthesten darunter. An den Wegen und an den hohen, trocknen Ufern, den Gräben, welche überall die Marschweiden durchschneiden, herrschen hinwieder die Kräuter vor. Die Potentilla anserina überzieht hier in ungeheurer Anzahl den Boden, die beiden Wegericharten, Plantago major und lanceolata, die gemeine Klette, die Waldkarde (Dipsacus silvestris), der Sinau (Alchemilla), der Steinfarren (Tanacetum vulgare), die Vogelwicke (Vicia Cracca) mit ihren schönen purpurblauen Blüthentrauben, die Platterbse (Lathyrus pratensis), der gelbe aromatische Melilotusklee und einige andere sind ziemlich häufig.

Eine andere wieder ist die Vegetation auf den Saatäckern, wo uns die meisten der genannten Pflanzen ebenso als lästige Unkräuter entgegen treten wie anderswo auch. Zuerst der Hederich und einige Senfarten, die, mit ihrem grellen Gelb oft ganze

image
not
available

zum Sumpfe. Ehe ein Jahrzehend abläuft, iſt alles Waſſer beſeitigt, und ein trockenes, feſtes und fruchtbares Erdreich an ſeine Stelle getreten, wobei das Niederſinken abgebröckelter Ufererde natürlich auch nicht ohne Wirkung geweſen iſt.

Iſt ein Graben vollendet und mit Waſſer gefüllt, ſo beginnt, im Sommer ſchon nach einigen Wochen, die Pflanzenwelt ihre erſten Keime zu entwickeln. Zuerſt überziehen die Waſſerfäden oder Conferven mit ihren langen, grünen, ſchleimigen Faſern den Boden. Ihnen folgen bald darauf die Waſſerlinſe, das dunkle Ceratophyllum, und der zarte Waſſerſtern Callitriche.

Aus dieſen Pflanzen beſteht die Flora des erſten Jahrs.

Im zweiten ſtellen ſich neben ihnen ſchon andere von höherer Organiſation ein, meiſtens aber noch frei im Waſſer treibend, wie der rundblättrige Froſchbiß (Hydrocharis) die zwei ſchwimmenden Ranunculus-Arten, R. fluitans und hederaceus, weiter die ſchöne Hottonia und endlich die hellgrüne, ſcharfzackige Waſſeraloe, Stratiotes, deren große Maſſen oft die ganze Waſſerfläche bedecken.

Das dritte Jahr zeitigt mehrere andere Gewächſe, welche ſchon feſt im Schlamme wurzeln und mit dem größten Theil ihres Körpers, ihren Blättern und Blumen hoch und frei aus der Fluth ragen, während die in und auf dem Waſſer ſchwimmenden Gewächſe nach und nach von ihnen verdrängt werden und allmählich abſterben.

Das Pfeilkraut, Sagittaria, und das Equisetum palustre kommen jetzt zum Vorſchein. Die Waſſermünze, die waſſerliebenden Ehrenpreisarten, Veronica Anagallis und V. Beuabunga, die Brunnenkreſſe und das Vergißmeinnicht erheben ſich aus dem Waſſer. Der Froſchlöffel (Alisma Plantago) zeigt ſeine ſparrigen Riſpen und nervigen Blätter, der ſchlanke Butomus richtet den ſchönen Blüthenſchirm in die Höhe, der ſcharfe, fleiſchige Froſchpfeffer (Ranunculus sceleratus) ſproßt zugleich mit der betäubend riechenden Schirmpflanze, Phellandrium, Sium und der Oenanthe hervor.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

übrigen norddeutschen Küstenländer, weßhalb sie hier nur in kurzen Zügen geschildert sei.

Die höheren Klassen des Thierreichs, namentlich die Säugethiere, sind in der kahlen, baum- und buschlosen und überall bebauten Marsch nur sehr schwach vertreten. Der Fuchs ist ihr größtes wildes Landsäugethier, doch auch ihn kann man nicht eigentlich hier heimisch nennen, da er seinen Bau nie in den Marschen hat, sondern nur von der benachbarten Geest nach Beute herunterstreift. Hasen hingegen hegen Kornfelder und Wiesen in ziemlicher Menge, während die Fischotter hie und da an abgelegenen Gräben und den stillen, schilfigen Kolken, welche einst durch Deichbrüche entstanden, ihr einsames Wesen treibt.

In den Feldern hausen noch der Marder, der Iltis und sehr häufig das gemeine Wiesel, an feuchten Ufern die Wasserspitzmaus (Sorex fodiens) und die große Wasserratte (Mus amphibius). Der Maulwurf verursacht Deichen, Wiesen und Gärten vielen Schaden, und die Feldmaus erscheint manches Jahr in ungeheurer Schaar, hier wie anderswo als unwillkommenster Gast.

Die zwei interessantesten thierischen Bewohner oder vielmehr Anwohner der Marsch sind der Seehund auf den Watten und an den Plätzen, wo er sich oft in Trupps von 7 bis 8 sonnet, und der Delphin, auch Braunfisch oder Tummler genannt (Delphinus Phocoena), der häufig in langen Reihen sich meilenweit vom Meere in die Flüsse hinaufwälzt.

Viel reicher und mannichfaltiger ist die Welt der Vögel, von denen die Marsch manch' seltene und merkwürdige Art beherbergt. Natürlich sind die Sumpf- und Wasservögel die zahlreichsten. Möven und zierliche Seeschwalben umschwärmen in Schaaren die Küsten. Schwärme wilder Gänse ziehen im Herbst und Frühling in langen, spitzen Winkeln fliegend und schreiend durch die Luft, und bevölkern, vereint mit zahllosen Entenflügen, unter denen manche schöne Gattung, die schilfigen, menschenleeren Plätzen der Flüsse, wo sie in stillen Nächten entsetzlichen Lärm verursachen.

Digitized by Google

image
not
available

von Singvögeln, welche die Gebüsche und Haine der Geest in reicher Zahl beleben, müssen sie viele vermissen. Am schmerzlichsten die Nachtigall, die sich nie, oder etwa nur auf einige Tage, in die Marschen hinunterwagt. Ebenso hört man niemals den flötenden Laut der Drossel, wenngleich die Krammetsvögel diese Gegenden auf ihrem Zuge nach Süden im Herbste berühren; wie auch Mönch, Dompfaff, Kreuzschnabel, Zeisig, Flachsfink (Spinus linaria) und noch manche andere Sänger die Marsch nur selten besuchen.

Dafür aber erfüllen im Frühling unzählige Lerchen die Luft mit ihrem jubelnden Geschwirr, Staare pfeifen von hohen, einsam stehenden Weidenbäumen und bilden im Spätsommer zu vielen Tausenden geschaart oft förmliche Wolken, und in recht buschigen Dörfern und Gärten stellt sich wohl mit dem Rothkehlchen, dem Zaunkönig, dem Goldhähnchen, dem Buchfink, dem Fliegenfänger, dem Neuntödter und der Brunelle auch die Grasmücke ein, und der kleine Rohrsänger (Muscipeta arundinacea) bewohnt die schilfigen Ufer, bis tief in die Nacht hinein munter zwitschernd. Seltener findet sich hier die hübsche Bartmeise (Parus barbatus), außer ihr noch die Kohl-, die Blau- und die Sumpfmeise. Die spechtartigen Vögel werden nur einzig vom grauen Baumläufer (Certhia familiaris) vertreten. Rabenarten gibt es drei, wilde Tauben zeigen sich nur sehr einzeln, außer der Nachtschwalbe aber fast das gesammte Schwalbengeschlecht. Einzeln auch gewahrt man den Eisvogel mit seinem Gefieder von tropischer Farbenpracht. Das Rebhuhn, welches in den kornreichen Marschgegenden nistet, repräsentirt die Hühnerarten; selten wird dagegen der Schlag der Wachtel gehört.

Für die Küche liefern nur Gänse, Enten, Becassinen, Rebhühner, Kibitze, Brachvögel und Goldregenpfeifer ihren Tribut.

Von Amphibienarten zählt die Marsch nur vier, sämmtlich Batrachier: den braunen und den grünen Frosch (Rana temporaria und esculenta), die gemeine Kröte und den in schlammigen Gräben

image
not
available

Anzahl als die Geeſt, und hat nur die gewöhnlichſten Falter, wie den Baum- und Kohlweißling, den Admiral, den großen und kleinen Fuchs, das Pfauauge, den Diſtelfalter, die Aurora, den Citronfalter u. ſ. w. Noch weniger zahlreich ſind Dämmerungs- and Nachtfalter heimiſch, nur die blumenreichen Bruchwieſen bergen einige ſeltene Eulen: Sefien und Atychien.

Hingegen erſcheinen Libellen, vorzüglich die platte und die große Libelle (Libellula depressa und grandis) während mancher Sommer in außerordentlich dichten Schwärmen.

Die Bienenzucht iſt unerheblich. Aber auch die läſtigen Weſpen, Hornifſen, Fliegen, Mücken und Ameiſen ſind ſeltenere Gäſte der Marſch als der Geeſt.

Von Cruſtaceen liefert der Seeſtrand die Strandkrabbe (Cancer Moenas) und die Garnele, auf deren nicht unbedeutenden Fang im Lande Wurſten ich bei Beſchreibung deſſelben näher zurückkommen werde.

Schließlich wäre noch der Weichthiere der Marſchen kurz zu gedenken. In den Teichen und Gräben mit ſtehendem Waſſer begegnen wir den beiden Tellerſchnecken Planorbis corneus und carinatus, einigen Arten der Schlammſchnecke (Limnaeus), der lebendig gebährenden Sumpfſchnecke (Paludina vivipara) und der gemeinen Kugelmuſchel (Cyclas cornea); in fließenden Binnengewäſſern häufig der Malermuſchel (Unio pictorum) und der Entenmießmuſchel (Anodonta anatina); auf den Watten der eßbaren Mießmuſchel (Mytilus edulis) in großer Menge, der großen Sandmuſchel (Mya arenaria), der eßbaren Herzmuſchel (Cardium edule) und der gemeinen Korbmuſchel (Mactra solida). Meiſtens findet man von den letzten drei Arten nur die leeren Schalen, mit denen die Watten und Saude oft fußtief angefüllt ſind. Man ſammelt davon ganze Schiffsladungen, um aus ihnen Kalk zu brennen.

Im naſſen Herbſte haben einige Marſchgegenden außerordentlich von der grauen Ackerſchnecke (Limax agrestis) zu leiden, welche

image
not
available

ragen. Das eigentliche Entstehen desselben und seiner eigenthümlichen Flora ist indeß von Verhältnissen bedingt, die vielleicht noch lange Zeit ein Räthsel bleiben werden, — ein Räthsel, dessen Lösung wohl nur der Chemie vorbehalten bleibt.

Wir sprechen indeß vorzüglich von den Mooren des nordwestlichen Deutschlands, die hier, wenn auch den kleinsten, doch einen nicht unbedeutenden Theil der Erdoberfläche ausmachen und in dreifacher Weise vorkommen, als Hochmoore, Wiesenmoore und Moore in den Marschen. Unter den ersteren werden die verstanden, welche sich mitten auf hoher Geest gebildet haben; Wiesenmoore dagegen nennt man die, welche am Rande derselben entstanden, hier den Uebergang von der Geest zur Marsch bildend. Dieses geschieht mitunter so allmählich, daß man kaum erkennen kann, wo das Moor aufhört und die Marsch beginnt.

Vor allen Dingen gehört zur Moorbildung eine Niederung, in welcher Wasser versumpft, das gewisse mineralische Theile in einem bestimmten Verhältnisse mit sich führen muß. Vor Allem steht fest, daß Wasser, welches durch Quarzsand sickerte, die Moorbildung zunächst hervorruft, ebenso, wenn es durch Gneis, Granit und andere Urgebirgsarten, ungleich weniger dagegen, wenn es durch Kalk, Mergel und Lehm geflossen ist. In den Senkungen der Schiefer- und Kalkgebirge finden sich daher nur höchst dürftige Spuren von Mooren; häufiger zeigen sich dieselben in den granitnen Urgebirgen, z. B. am Brocken, im Riesengebirge, in Finnland und Schweden; doch die großartigsten und mächtigsten bleiben nach den sibirischen Tundras die norddeutschen Moore, welche mit dem Sandwasser der Geest getränkt werden. Die geringen Moorschichten, welche hie und da auch Thonboden mitten in der Marsch bedecken, können hier nicht in Betracht kommen. Ihre Masse hat hier nicht ihren Ursprung, sondern ist ohne Zweifel hierher getrieben worden, als noch alle Marschen ein weites fluthenbespültes Schlammfeld waren. Auch ist

image
not
available

Augen, Pflanzengeschlechter auf Pflanzengeschlechtern entfaltend, tiefe Gründe und Mulden ausfüllend. Dreißig, fünfzig, ja achtzig Fuß und darüber hat man hier und da in die Moore hinabgebohrt und noch keinen Grund gefunden. In Deutschland mögen das Teufelsmoor bei Bremen, vor Allen aber die ostfriesischen Moore und die im Münsterlande die größte Mächtigkeit haben; eine noch größere besitzen die Moore Irlands. Viele Jahrhunderte sind freilich nöthig gewesen so gewaltige Lager zu bilden, da die Zeit eines Menschenlebens nur eine kaum zwei bis drei Fuß dicke Schicht und noch dazu des allerlockersten Torfgewebes entstehen läßt.

Eine der räthselhaftesten Erscheinungen ist die langsame Verkohlung dieser Vegetationsmassen, deren Fortschritt von unten nach oben zu sich deutlich erkennen läßt. Während an der Oberfläche die untergegangenen Pflanzen nur eben gebräunt sind und kaum eine Veränderung zeigen, sind sie im Grunde tief schwarz, beinahe verbrannt und mineralisch geworden, auch wohl in einigen Gegenden von wirklichem Erdöl (Bitumen) durchzogen. Solche Schichten liefern auch einen Torf, der fast der Steinkohle gleich zu achten ist.

Tief im Grunde der ältesten Moore stößt man sehr häufig auf eine Menge von Ueberresten vielfach zerschmetterter und geknickter einheimischer Waldbäume aller Arten, welche wild durch einander liegen. Selten sind indeß mächtige Stämme dabei, Gestrüpp und Wurzelknorren dagegen in großer Masse; auch diese sind oft wie verkohlt und mit Erdöl durchsetzt und geben ein so leuchtendes Brennmaterial, daß angezündete Späne davon in manchen Gegenden die gewöhnlichste Beleuchtungsart armer Leute ausmachen. Ueber den Ursprung dieser Waldmassen herrschten von je verschiedene Meinungen. — Daß sie sämmtlich anderen Gegenden angehörten, dann durch mächtige Fluthen in diese Niederungen geschwemmt und endlich allmählich ganz vom aufwachsenden Moose eingehüllt wurden, ist jedenfalls das Wahr-

image
not
available

das Geeſtwaſſer behielt endlich allein ſeine Einwirkung. So mußte die Marſchflora untergehen; im ſtagnirenden Sumpfe trat der üppigſte Mooswuchs an ihre Stelle, und das Wieſenmoor war gebildet.

Mitten in ſolchem Wieſenmoore finden ſich hier und da höchſt ſeltſame, vielleicht durch ſtarke Quellen entſtandene Waſſerbecken. Meiſtens ſind dieſelben ſehr tief, rund wie ein eingeſunkener Krater und gefüllt mit klarem, braunem, eiskaltem Waſſer oder auch mit einem dünnen ſchwarzen Schlamme. Das Torfmoos und die eigentlichen Moorpflanzen verſchwinden in ihrer Nähe, dagegen ſind ihre Ufer mit verſchiedenen Gräſern, namentlich der Glyceria aquatica bewachſen. Nach und nach überzieht dieſes Gras auch die Oberfläche des Kolks mit dem faſt fußdicken engverfilzten Gewebe ſeiner Wurzeln, zuerſt ringförmig und in der Mitte eine Oeffnung laſſend. Doch immer kleiner und kleiner wird dieſe, endlich iſt die ganze Oberfläche des Waſſers feſt begrünt und in eine runde ſchwimmende Wieſe verwandelt, die nun ein Dobben heißt. Dieſe Dobben nun ſind freundliche Oaſen vom üppigſten und ſaftigſten Grün mitten in dem öden ſchwarzbraunen Moore. Oft ſind ſie nicht unbedeutend, ſelbſt einige Morgen groß von reichem Heuertrag, und ihr Wurzelgewebe iſt ſo zähe und feſt, daß ſie ohne Furcht ſogar mit Pferden und Wagen befahren werden, wie ſehr auch ihr Boden zittert und tief in ſich einbiegt. Allein gefährlich iſt es, wenn ein Dobben noch nicht zugewachſen. Das Thier oder der unvorſichtige Wanderer, der hinüberſchreiten will, verſinkt plötzlich ſpurlos. Der geheimnißvolle finſtere Schlund verſchlingt den Menſchen in einem Nu. Er iſt ohne Rettung verloren, wenn man nicht ſofort mit Stricken und Stangen zu Hülfe eilen kann. An Schwimmen iſt ſelten zu denken, denn der ſchwarze Moorſchlamm hängt ſich feſt an den Körper und hindert jede Bewegung der Glieder; der Angſtruf verhallt in der menſchenleeren Oede, ein gräßlicher Erſtickungstod iſt unausbleiblich.

Man ſagt, das Teufelsmoor habe ſeinen unheimlichen Namen

Digitized by Google

image
not
available

genug hat man daher schon Äcker und Wiesen anbinden müssen, damit sie nicht buchstäblich auf- und davongingen. Im Jahre 1761 wurde auf solche Weise einem Hofbesitzer, Namens Hinrich Ahrensfeld, fast seine ganze mit 80 baumstämmigen Eichen besetzte Hofstelle von seinem Hause abgerissen und 100 Schritte weit fortgetrieben. Aber noch ehe das Wasser fiel, hatte er sie mit Hülfe von Erdwinden wieder herangegezogen. Ein anderes mit Nadelholz bewachsenes Landstück, von der Größe eines Morgens, setzte sich auf das überschwemmte Feld eines Nachbarn und veranlaßte einen gehörigen Proceß, der indeß noch verglichen wurde. Solcher Processe kennt das vorige Jahrhundert noch mehrere, denn der, auf dessen Eigenthum eine solche fremde Wiese geschwemmt wurde, bestand natürlich darauf, sie solle sofort heruntergeschafft oder zum Ersatz seines Schadens ihm selber zugesprochen werden.

Jetzt erklärt sich leicht das Vorkommen des Moores mitten in der Marsch. Es ist ebenso hergeschwommen, hat sich niedergelassen und ist hier gelagert geblieben, als die Marschen höher und trockener und endlich den Fluthen durch die Deiche ganz entrückt wurden. So das große Kehdinger-Moor zwischen dem Lande Kehdingen und der Ostemarsch und das Schweier-Moor im Oldenburgischen. Hier in dem Kirchspiele Schweiburg tritt sogar der interessante Fall ein, daß das Moor unmittelbar an den Jahdebusen stößt. Der Deich zieht sich mitten hindurch, so daß ein großer Theil des Moores noch das Außendeichsland bedeckt und wirklich auf dem echten salzigen Meereswasser schwimmt, wenn die Fluth steigt. Vielleicht das einzige Beispiel auf der ganzen Erde, daß Moor und Meeresfluth sich berühren und Moorgewächse mit Meerespflanzen gute Nachbarschaft halten.

Genugsam bekannt ist es, welch' eine hohe Wichtigkeit die Moore durch ihren Torf erhalten, und wie der Handel mit diesem Brennmaterial schon Wohlstand und Civilisation in manche öde Moorgegend getragen hat und noch von Tage zu Tage mehr verbreitet. Bloß die reine Pflanzenerde liefert guten Torf; wo

Digitized by Google

image
not
available

Schichten Torf abgegraben, haben hier den untern Boden wieder zum fruchtbarsten Acker- und Wiesenlande geschaffen, indem sie mit ihren Schiffen, auf denen sie den Torf verfuhren, als Rückfracht Dünger und selbst Marscherde herbeibrachten, um damit den Boden wieder zu erhöhen und nutzbar zu machen. Kaum gibt es Ueberraschenderes, als der Anblick einer solchen Fehne. Stundenlang wandert man in der einsamen schweigenden Wüste; nichts erblickt das Auge als Moor und Haide, kein menschlicher Laut dringt an's Ohr, da nahet man der Fehne und auf einmal ist die ganze Scene eine andere, und das regste Leben und Treiben treten an die Stelle der Einöde. Der breite Canal dehnt sich unabsehbar dahin, eine Unzahl von Booten, Kähnen, kleinen Seeschiffen, ein buntes Segel- und Flaggengeflatter belebt ihn; an seinen Ufern, kaum 20—30 Schritte von einander, erheben sich Haus an Haus mit freundlichen rothen Ziegeldächern vom reinlichsten Ansehen, dahinter Blumen- und Krautgärtchen, aus denen mancher Fruchtbaum emporsteigt; weiterhin wogen goldene Saaten, leuchtende Raps- und duftende Buchweizenfelder, und dazwischen weidet schweres Marschvieh im üppigen Klee; dort wieder Stapelplätze mit ungeheuren Torfbergen, da Quais; drüben Schiffswerften mit lautem Hammergepoch, dort lustig drehende Windmühlen, und wohin man blickt, Handel und Wandel, Arbeit, Wohlstand und Fröhlichkeit, so daß Einem das Herz mit fröhlich wird, denn hier arbeiten nicht Hunderte von Knechten für einen Einzigen, sondern Jeder hat sein eigenes Haus, Ackerland und Torfgrund, wenn auch nicht in großer Ausdehnung, doch hinreichend, um Armuth und Sorge fern zu halten und ein behagliches Familiendasein gründen zu können.

Die allergroßartigste dieser Anlagen ist Papenburg, welches nichts Anderes ist als eine Fehne, wenn es auch den Namen nicht führt. Im Jahre 1675 wurde diese Colonie namentlich durch die Bemühungen eines Freiherrn von Landsberg gegründet. Nichts war damals dort zu erblicken als ödes Moor, jetzt aber zählt

Digitized by Google

image
not
available

bar, bald Thal, bald Hügel; hier dämmeriger Wald, dort schattenlose Sandwüste; hier grünender Wiesengrund und wallende Kornfelder, dort steiniges unfruchtbares Haideland; hier rauschende Mühlenbäche, dort stille rohrumflüsterte Teiche, — Alles in schroffen Gegensätzen, wie der Ausdruck eines sanguinischen Gemüths. Wie das Geestvieh leichter und lebhafter ist, als das Vieh der Marsch, so oft auch der Menschenschlag. Im Moor endlich findet die tiefste Melancholie ihren Ausdruck, welchen der köstlichste Frühlingsmorgen und der sonnigblauste Sommertag nicht ganz verscheuchen können, der aber bei trübem, wolkigem Himmel, im Spätherbst und zur Winterzeit wahrhaft grauenerregend auf die Seele zu wirken vermag. Nie wird man von diesem Eindrucke so mächtig berührt, als wenn man kaum noch die Wiesen der Marsch durchwanderte und nun plötzlich das Moor betritt. Mit einem Male ist man in einer andern Welt. Alles heitere Grün ist verschwunden, Nichts zu erblicken als ödes schwarzbraunes Land von unheimlichem, verbranntem Ansehen, begrenzt von einer ernsten tiefblauen Ferne. Einzig schwarze Torfhaufen, oder hie und da die einsame, armselige Hütte eines Torfbauern von einigen weißstämmigen Birken umgeben, sind die alleinige Unterbrechung der traurigen Ebene. Da und dort wallt eine graue Rauchmasse still zum Himmel, so daß man sich oft in einer vulkanischen Gegend glauben könnte, und ringsum herrscht eine Stille, ein Todesschweigen, welche das Herz mit Grauen erfüllen.

Die Haide ist in ihrer menschenleeren Einsamkeit ähnlichen Ausdruckes. Auch sie macht das Herz still und schwermüthig; aber ungleich unheimlicher ist der Charakter des Moores. Die Haide zeigt noch ein wechselndes Auf und Ab, oft in den weichsten Wellenlinien, das Moor ist eine staare unbewegte Ebene; in der Haide ruht das Sonnenlicht warm auf den rothgelben Sandblößen und gibt mit den rothen, grauen und weißen Steinen, die da umherliegen, ein reizendes Spiel von Lichtern, Schatten und Reflexen, das Moor, alle Strahlen einsaugend, alle Lichter und

image
not
available

lange Zeit die Winterkälte zu bewahren. Nirgends hält sich das Wintereis so lange, wie im Moore. Mitten im Juni ist es vorgekommen, daß die Torfgräber hier noch auf Eisschollen stießen. Wenn Alles rings umher lange schon grünt und blüht, liegt das Moor noch todt und winterlich da und feiert erst seinen Lenz, wenn andere Gegenden ihn fast vergessen haben.

Die Moorflora ist eine charakteristische und interessante. Wir finden die reizendsten, wie die seltsamsten Pflanzengebilde, und eine Sommerwanderung durch das Moor ist für den aufmerksamen Beobachter deshalb höchst unterhaltend, so einförmig und düster die Landschaft im Übrigen sich darstellt. Die größere Menge der Moorpflanzen besteht aus sehr kleinen Holzgewächsen, deren Zweiglein meistens am Boden sich hinstrecken oder doch nur wenig von demselben sich erheben. Fast alle diese Gewächse haben harte, lederartige, immergrüne und äußerst schmale Blättchen, deren Farbe völlig mit dem tiefen Ton des Bodens harmonirt und meistens sehr dunkel ist, ebenfalls in's Braune oder Graue spielend; ebenso sind sie fast alle von herbem zusammenziehenden Geschmacke und vielen Gerbestoff enthaltend, doch entwickeln einige die niedlichsten und zartesten Blüthen, die man sehen kann, und späterhin manch' blaue und rothe eßbare Beere.

Vor Allem fällt der aromatische Gagelstrauch in die Augen (Myrica Gale), die nordische Myrte, wie man ihn schon genannt hat, wenn der Vergleich auch etwas kühn ist. Es ist ein geselliger Strauch von zwei bis drei Fuß Höhe, der große Strecken mit dem traurigen Graugrün seiner zolllangen schmalen Blätter bedeckt. Diese sind voll aromatischen Oels und riechen einzeln nicht unangenehm, in Menge aber und namentlich an heißen Tagen hauchen ihre Büsche einen so bedeutenden Duft aus, daß man mit starken Nerven begabt sein muß, um nicht heftige Kopfschmerzen davon zu tragen. Man benutzt das Laub zum Gelbfärben.

In großer Ueppigkeit gedeiht die schöne Sumpfhaide mit ihren rothen Blumenköpfchen, auch die gemeine Haide wächst überall

Digitized by Google

image
not
available

mit einer Blüthe vom feinſten Weiß, das köſtlich gegen das dunkle Grün ihrer rundlich holzförmigen Blätter abſticht, eine Pflanze von eigenthümlicher Erſcheinung. Was dieſelbe zu einer der intereſſanteſten macht, iſt die ſeltſame Art ihrer Befruchtung. Die Blume hat fünf pfriemenförmige Staubfäden, deren jeder mit einem länglichen Staubbeutel verſehen iſt. Hat nun die Blume ihren Culminationspunkt erreicht, ſo zeigt ſich plötzlich ein ſeltſames Schauſpiel: die Staubfäden bewegen ſich ſichtbar zur Narbe, wie liebend ſchmiegen ſie ſich an dieſelbe an, entledigen ſich ihres feinen Pollenſtaubes und kehren dann langſam in ihren vorigen Stand zurück. Und dieſe Bewegung geſchieht nicht gleichförmig, ſondern erſt langſam, dann ſchneller und endlich förmlich ruckweiſe, dabei ein Staubfaden nach dem andern; ja Humboldt, der dieſes Schauſpiel ſchon 1794 näher beobachtete, entdeckte ſogar eine genaue Reihenfolge dabei. Wenn man z. B. die Staubfäden von 1—5 von der Rechten zur Linken zählt, ſo bewegt ſich Nr. 1 zuerſt, dann Nr. 5, hierauf Nr. 2, nun Nr. 4 und endlich fällt Nr. 3 mit ſeiner Bewegung zwiſchen die beiden vorigen, wenigſtens erhebt es ſich ſchon, ehe Nr. 4 ſein Befruchtungsgeſchäft vollendet hat. Die Blüthe der Berberitze iſt ein Beiſpiel ähnlicher Art und doch nicht ganz mit ihr zu vergleichen; denn ihre Staubfäden bewegen ſich nur durch den Reiz äußerer Berührung. Bei der Parnaſſia iſt es indeſſen ein durchaus innerer Drang, der ſie aufrichtet, und allein dieſes höchſt merkwürdigen Anblicks wegen ſollte man dieſe Pflanze in Gärten zu cultiviren ſuchen, wenn ſie das nicht ebenſo ſchon ihrer Schönheit halber verdiente.

Andere ſehr anziehende Pflänzchen ſind die drei Arten des ſogenannten Sonnenthau's (Drosera). Es ſind kleine niedliche Kräuter, deren langgeſtielte fleiſchige Blättchen unmittelbar aus der Wurzel kommen, flach im Kreiſe auf dem Boden liegen, an einer Art rund, bei andern Arten länglich ſind und kleinen Löffelchen ſehr ähnlich ſehen. Dieſe niedlichen hellgrünen Blätter tragen auf der Oberſeite eine Menge rother Härchen, jedes an ſeiner

Digitized by Google

image
not
available

die Säckchen füllen ſich mit Waſſer, und die ganze Pflanze ſinkt wieder hinab und liegt von Neuem ſtill auf dem kalten Grunde, harrend des nächſten Frühlings, wo ſie wieder ſchwellen und aufſteigen kann, um zu blühen im warmen Sonnenſchein.

Noch manche andere Pflanze hegt das Moor, z. B. die weiße Calla, das gelbe Narthecium, das ſammetbraune Comarum, das ſeidenfleckige Wollgras und ein ſchönes Moos (Polytrichum), u. m. A.

Wildwachſende Bäume dagegen fehlen gänzlich, wenigſtens in den deutſchen Mooren. Angepflanzt werden indeß faſt alle Arten, insbeſondere aber Birken. Wie in den Marſchen die Weide und Eſche, im Sumpfe die Erle, auf Lehmboden die Eiche und Buche, im Sande die Föhre, ſo iſt die Birke der echte Baum der Moore, und ihre blendendweißen Stämme, welche bei jeder Hütte aufragen, ſtechen grell, faſt geſpenſtig ab gegen das dunkle Braun des Bodens, welcher durch ſie nur noch tiefer und ſchwärzer erſcheint.

Es ſei vergönnt hier gleich ein paar Worte über das Volk in den Mooren beizufügen. An die Fehncoloniſten und Anbauer der übrigen großen Moorcanäle darf aber dabei nicht gedacht werden. Bei ihnen haben Cultur, Handel und Verkehr mit Nachbargegenden jede andere Einwirkung verhindert. Ganz anders aber iſt das bei den einzelnen Coloniſten und Torfbauern der öden entlegenen Moorſtrecken, welche nur im Sommer mit der Außenwelt in ſparſame Berührung kommen, im Herbſt und Winter hingegen, wo kaum ein Fuhrwerk ſie erreichen kann, in der entſetzlichſten Einſamkeit ihre Tage zubringen. Traurig iſt das Leben ſolcher Torfbauern, wenn ſie auch ſelten mit bitterer Armuth zu kämpfen haben; denn abgerechnet den Verdienſt durch Torfhandel können leicht ein paar Aecker des wohlfeilen Landes beſtellt werden, um ſo viel Korn, Buchweizen und Kartoffeln, als zur Nahrung ſeiner Beſitzer nöthig, zu gewinnen.

Da ſitzen ſie in ihren kleinen ſchwarz geräucherten Hütten die lange trübe Winterzeit hindurch ohne die geringſte geiſtige Anre-

Digitized by Google

image
not
available

Das Volk der Marſchen.

Erſte Bevölkerung der Marſchen.

Wann baute der Menſch zuerſt ſeine Wohnungen auf dem neugebornen Lande? — Weß Stammes und woher waren die erſten Anſiedler unſerer Marſchen gekommen? — Waren es die Urväter der jetzigen Bevölkerung, oder gehörten ſie einem ſchon längſt verdrängten, untergegangenen Geſchlechte an?

Alles das ſind Fragen, deren Löſung noch nicht gelungen iſt und kaum jemals gelingen wird. So viel iſt gewiß, daß ſchon vor Chriſti Geburt, oder doch wenigſtens zu deſſen Zeit die älteſten Marſchen, wenn gleich ſehr ſparſam, bevölkert waren.

Die Römer, die unzweifelhaft bis zu den Marſchen ſtreiften, fanden die Gegend bewohnt. Ihre Schriftſteller Plinius und Tacitus nennen das Volk zwiſchen Ems und Weſer Chauci minores und das zwiſchen Weſer und Elbe Chauci majores; der letztere bezeichnet ſogar die Chaucen als das edelſte Volk der Germanen. Könnten darunter auch Geeſtbewohner verſtanden ſein, ſo redet Plinius ausdrücklich von Sumpfbewohnern (paludicolae), ſo daß über die damalige Bevölkerung der Marſchen, die natürlich ohne Deiche noch echte Sümpfe waren, kein Zweifel mehr obwalten kann. Ob aber vor germaniſcher Einwanderung Andere, vielleicht Kelten, hier wohnten, wer möchte das ergründen? —

Später verſchwindet der Name Chaucen, oder wird gleichbedeutend mit der allgemeinen Bezeichnung Sachſen, Niederſachſen. Von Weſten her, aus dem jetzigen Holland und Oſtfriesland, zieht

image
not
available

Das iſt eine ſicherlich getreue und treffende Schilderung jener Zuſtände. „Und dieſe Leute meinen“, ſchließt er dieſelbe, „wenn ſie jetzt von den Römern beſiegt würden, in Knechtſchaft zu gerathen! — Fürwahr, es iſt ſo! Viele verſchont das Geſchick — zur Strafe“.

Vor ſolch' troſtloſem Anblicke konnten wohl die Römer, aus dem ſchönen Italien kommend, zurückbeben und den Zuſtand dieſes armen Küſtenvolks doppelt entſetzlich und bejammernswerth halten.

Aber ein köſtliches Gut genießen die armen Bewohner im reichſten Maaße — die goldene Freiheit. Einen Unabhängigkeitsſinn bewahrten ſie, wie kein anderes Volk Deutſchlands.

Tacitus, der Erſte, welcher ſchon einen Unterſchied zwiſchen Chaucen und Frieſen macht, nennt zwar die Chaucen das edelſte Volk unter den Deutſchen. Populus inter Germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri sine cupiditate, sine impotentia. — Id praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod ut superiores agant, non per injurias assequuntur. Prompta tamen omnibus arma, ac si res poscat exercitus plurium virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama. Das ſind ſeine lobpreiſenden Worte, aber dennoch ſagt er ausdrücklich, daß wohl Chaucen als Söldlinge im römiſchen Heere Dienſte genommen, nie aber Frieſen, ſondern, daß vielmehr dieſe ſich fortwährend auf das Allerhartnäckigſte gegen römiſches Joch geſträubt hätten. —

Daß ſchon Tacitus einen ſolchen Unterſchied zwiſchen Chaucen und Frieſen macht, iſt ſehr bedeutſam; wo aber die einen anfingen, und die andern aufhörten, darüber wird wohl nie ein Forſcher zur Gewißheit gelangen.

Der oldenburgiſche Geſchichtſchreiber von Halem ſtellt die Vermuthung auf, daß wir die Haupteinwanderung der Frieſen in die Marſchen hauptſächlich als Folge der großen Sachſenzüge nach England im fünften Jahrhundert anſehen müßten, da alsdann die Frieſen ſicherlich die entvölkerten Gegenden überzogen hätten.

Digitized by Google

image
not
available

Gotteshaus doch hoch und sicher herausragte, wenn auch alles Land rings die Wogen überbrausten. —

Das Heidenthum in den Marschen.

Von dem Glauben, dem Cultus und allen sonstigen Religionsverhältnissen der ersten Marschbewohner wissen wir nicht das Geringste. Es ist anzunehmen, daß sie ebenso wie die Nachbarstämme dem germanischen Götterdienste anhingen. Ein alter Chronist erzählt, man habe Gottheiten mit Namen Foseta, Freda, Meda und Weda verehrt; doch ist seine Nachricht so dunkel und unvollständig, daß sie wenig authentischen Werth besitzt. Noch ein anderer erwähnt eines alten Gottes*) Stavo, Beschützer der Deiche, den man bei Sturmfluthen anrief.

In den Marschen selbst findet sich von einem solchen Cultus kaum das kleinste Denkmal. Der gänzliche Mangel an Steinen, das weiche schlammige Erdreich, welches, wenn man auch Steine zu Altären oder Denkmälern herbeiholte, dieselben doch bald hätte versinken lassen, und die häufigen Sturmfluthen und die dadurch verursachten großen Umgestaltungen, — alles Dies läßt jenen Mangel heidnischer gottesdienstlicher Ueberbleibsel leicht erklären.

Sicher zogen die Marschbewohner nach der nahen Geest, ihren Göttern zu opfern und ihre Todten zu begraben. Denn gerade nahe den Stellen, wo Geest und Marsch zusammenstoßen, finden wir auf ersterer am häufigsten noch granitne Steinaltäre, Hunenringe und eine Menge Grabhügel mit Aschenkrügen. Nur ein einziges Beispiel ist meines Wissens bekannt, daß auch in der Marsch selbst Aschenkrüge gefunden wurden, nämlich vor einigen Jahren im fedderwarder Außendeiche an der oldenburgischen Weserküste.

*) Heimreich, Nordfriesische Chronik lib. I, cap. VIII.

image
not
available

Radbatus und was ungelovich, und alſe dyſſe hylligen byſchoppen den chriſtliken geloven predigeden warth he mede gelovig alſo dath men eme ſcholde dopen. So fragede he whor ſyne vorvaders gebleven weren und nhademe ſehe im ungeloven geſtorven, anthworde eme de byſchop, dath ſehe weren in der helle und alſe he dath horede wolde he ſyk nich dopen laten, when (dann) he wolde blyven und ſharen, dar ſyne vorvaders gebleven weren. —

Darnha quam der mechtige Konink Carolus myth enem groten macht van volke und vordreff den konink Radbatus und he toch wedder in Norwegen. Und alſe nhu Konink Carolus here was aver Freßlandt, do erwelede he twolve de eddelſten und wyſeſten Manner, de in allen Freßlanden wharen und gebodt eme dath ſe ſcholden uthgrunden eyn landtrecht und dath beſchrieven darmede dath landt mochte geregeret werden. Darup ſehe antworden dath ſe dat nich wolden dhon, denne ſe wolden blyven by alle ſolken rechte alſe ere vorvaders hadden gehadt van Adams tyden her. Darumme Koninck Carolus tornich wardt und gaff eme ſoven dage tydt, dath ſe ſyk darup bedenken und bereden ſcholden, dath ſe dath landtrecht ſcholden maken edder ſe ſcholden alle ere lyve vorleſen und nhademe alſo de ſoven dage geendiget weren hebben ſe dath nich dhon wyllen. Thor ſtundt gebot Koninck Carolus dewile he eme tidt hadde gegeven folkes tho donde und ſe deß em weygerden, dath men ſe ſetten ſcholde in eyn ſchyp ſunder ſegel, rhemen und rhoer und alſo laten dryven in der See vor wyndt und wage und indeme alſe dath alſo geſchehen, ſo ſegen ſe nich anders vor Ogen denne den doth. — Do ſprak eyn van ehm allen und was von gewaldigem geſlechte und ſyn nhame Azinge und was de erſte von den freſen de alſo hetede und ſprak: Allerleveſten brodere ik hebbe gehoredt von den wyſen geyſthliken manne Willebrordus predigen dath do de here Chriſtus nha der upſtandunge ſyne Apoſteln ſach in groter bedroſniſſe do apenbarede he ſyk ſulveſt den Apoſteln in

Digitized by Google

image
not
available

tutionen selbst, die 17 Ludekusten (Kust vom Worte kiesen sich herleitend heißt das Erkiesete, Ludekust also das von den Leuten Erkiesete) und 24 Landrechte, und ich werde später wohl einmal darauf zurückkommen. —

Erst Karl dem Großen war es vorbehalten, zugleich mit seinem siegreichen Heere über diese öden Sümpfe die milde Lehre des Evangeliums zu bringen und zu befestigen.

Die Gründung der Bisthümer Hamburg und Bremen erfolgt im Jahre 788 durch ihn; damit hat das Christenthum den festen Heerd gefunden und sendet die mächtiger und mächtiger werdenden segensreichen Strahlen seines Lichtes in's kalte, heidnische Land der Friesen.

Gewaltig wirken die ersten Bischöfe, der h. Willehadus, Ansgarius und Rembertus, so daß im zehnten Jahrhundert bereits das ganze Land christlich ist und bald überall von sichern Wurten Kirchen und Bethäuser (Oratorien) über Meer und Land herabschauen.

Von diesen ersten Bauten werden kaum noch Reste vorhanden sein. Sie sind jedenfalls ganz unbedeutend gewesen.

Die Kirchen der Marschen.

Die ältesten der noch heute stehenden friesischen Kirchen dürfen wenigstens in's eilfte und zwölfte Jahrhundert versetzt werden. Gebäude aus dieser Zeit finden wir in allen ältesten Marschen, namentlich in Ostfriesland, Jever- und Butjahdingerland, im Lande Wursten, Hadeln sind sie auf den ersten Blick zu erkennen.

Sie sind alle nur sehr klein und niedrig, an der Westseite mit einem niedern Thurm geziert, der jedoch in Ostfriesland häufig fehlt. Das dicke Gemäuer ist völlig cyclopisch von unbehauenen Granitsteinen durch Gußwerk verbunden aufgeführt. Wenige äußerst kleine, schießschartenähnliche, rundgewölbte Fenster gestatten im Innern nur eine matte Dämmerung. Das Bezeichnendste derselben ist der Chor, welcher stets als ein niedriger, innen mit einem

Digitized by Google

image
not
available

Ornamente, Säulencapitelle u. ſ. w. aber ſchon dem Uebergangsſtyle angehörend.

In dieſer Weiſe ſind z. B. die zu Rodenkirchen, Eſenshamm und Burhave in Butjahdingen. —

Auch einige intereſſante Bauwerke aus poröſem Tuffſtein, den man aus Schottland geholt haben ſoll, gehören hieher, wenn ſie nicht ſchon etwas älter ſind, da einige noch recht romaniſche Anlage und Details zeigen. Tuffſteinkirchen finden wir zu Bremen im Lande Burſten, zu Langwarden und zu Blexen im Butjahdingerland, von welchen die letztere, höchſt ſeltſam, in ihrem Mauerwerk ſchichtweis regelmäßig zwiſchen Bruch- und rothen Backſteinen wechſelt.

Zu Berne iſt die größte und anſehnlichſte aller Marſchkirchen. Sie iſt ebenfalls aus grobem Sandſtein, dreiſchiffig und ganz im Uebergangsſtyle erbaut. —

Gothiſcher Bauſtyl kommt faſt gar nicht vor. Es ſcheint, daß unter ſeiner Herrſchaft keine bedeutende Kirche erbaut worden ſei. —

Die ſpätern Kirchen, meiſtens dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert angehörend, ſind ſämmtlich aus Backſtein errichtet und in jeder Beziehung durchaus unbedeutend. —

Manche der alten Kirchen ſpielen in der Geſchichte der Marſchen keine unwichtige Rolle. Ihnen weihten die Frieſen die köſtliche und ſeltenſte Beute ihrer verwegenen Seeräuberzüge; hier hingen ſie die Trophäen ihrer Siege auf; in den Kirchen hielten ſie Zuſammenkünfte und Volksberathungen; auf die Kirchenwurt als die höchſte und feſteſte flüchteten ſie mit ihrer Habe bei hereinbrechender Waſſersnoth. Wenn der Feind in Uebermacht heranbrängte, dann gewährte ihnen das dicke Kirchen-Gemäuer Zuflucht, und die heilige Kirche ward zur feſten Burg, zum letzten Hort ihrer Freiheit.

So iſt manche alte Kirche, deren ſtreitbares burgähnliches Gepräge der erſte Blick wahrnehmen läßt, Zeuge geworden vom blutigſten, verzweiflungsvollſten Kampfe.

Digitized by Google

image
not
available

ten und Tausende von Menschenfüßen viele dieser Grabsteine oft bis zur Unkenntbarkeit geglättet und nur wo Moos und Rasen sich wie eine schützende Decke darüberlegten, zeigen noch Schriften und Bilder die ursprüngliche Schärfe.

Altfriesischer Grabstein zu Bremen.

Die spätern Grabsteine aus dem siebenzehnten Jahrhundert, als schon die Marschen längst ihre Unabhängigkeit verloren hatten, sind gleichfalls noch liegende Platten, die in ihren Winkeln, gerade wie die ältern, die Attribute der Evangelisten zeigen. Dagegen fehlt beinahe durchgehends das Bild des Todten, dessen Stelle meistens Wappenschilde einnehmen, auch ist die Schrift schon Hochdeutsch mit lateinischen Lettern und voller Bibelsprüche, überhaupt schwülstig und redselig.

Digitized by Google

image
not
available

Grabſteine in den Marſchen aus dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

die Männer, links die Frauen, oft ſogar betende Wickelkinder darunter; Alles grob, roh und ohne Kunſtwerth. Die ſpäteſten und anſehnlichſten dieſer Steine tragen noch allerlei zierendes Beiwerk, Blumengewinde, Füllhörner, Todtenſchädel, dicke poſaunende Engelein und pausbackige Seraphsköpfe. Der Kunſtkenner ſieht, daß das Unweſen Bernini's ſelbſt bis in die ſtillen frieſiſchen Marſchen gedrungen iſt.

Als die letzten folgen die antik-modernen Denkmäler der jüngſten Vergangenheit und wie ſie noch heut zu Tage der reiche Marſchbauer ſeinen Hingeſchiedenen ſetzt. Manche alte Patrizierfamilie beſitzt auch ihr ſtattliches Gruftgewölbe.

Damit vorläufig genug von den Überbleibſeln aus alter Zeit. Jede einzelne Marſch hat auch ihre eigene Geſchichte, die ſich nur ſelten mit der anderer Marſchen verwebt; bei Schilderung jener einzelnen Bezirke kommen wir auf die Geſchichte derſelben ausführlicher zurück.

Die Marſchbewohner.

Der erfahrene und aufmerkſame Beobachter unterſcheidet meiſtens ſofort den Marſchbewohner, namentlich den aus echtem Frieſenblute entſproſſenen, von ſeinem Geeſtnachbar.

image
not
available

aber vom Guten desselben einmal überzeugt, und hat er eine neue Sitte einmal angenommen, dann hält er daran mit viel größerer Zähigkeit und Ausdauer fest als der Geestmann.

Man macht viel Rühmens von dem politischen und selbst kriegerischen Element, das den Marschbewohnern eigen sei. Namentlich die Leute jenseits der Berge denken, wenn sie zufällig von den Friesenstämmen im wogenumbrandeten Lande Wursten oder im Butjahdingerlande lesen und hören, nichts Geringeres, als daß noch heute die Bewohner dieser Küstenstriche ein Heldenvolk seien.

Allein der jetzige Marschbewohner ist an diesem seinem Ruhm im Ganzen völlig unschuldig, und es möchte eben nicht allzuglänzend mit seinem politischen Rufe bestellt sein, wenn er nicht seine tapferen streitbaren Vorfahren gehabt hätte.

Das Jahr 1848, das ganz Deutschland zu neuem Leben und neuer Kraft aufrütteln wollte, hat es hinreichend bewiesen, wie sehr politische Trägheit und Indifferentismus noch in den Marschen hausen. Gerade die rein friesischen Bezirke, z. B. Land Würden, Vieland, Land Wursten und Butjahdingen waren die ruhigsten und theilnahmlosesten. In den nicht friesischen Marschen in dem Lande Hadeln und Kedingen, wie auch auf den Geesten erwachte dagegen sogleich ein regeres Leben.

Es trug sich damals eine unendlich spaßhafte Geschichte hier zu, allzu bezeichnend, als daß ich sie übergehen möchte. Als nämlich in den Märztagen von allen Enden laut der Ruf nach Preßfreiheit, Volksbewaffnung und deutschem Parlament erscholl, als viele Regierungen längst Alles bewilligt hatten was man nur wollte, und allein die hannover'sche noch immer hartnäckig blieb, tauchte urplötzlich in der Residenz das dunkle Gerücht auf, es solle in den bremischen Marschen furchtbar gähren. Immer bedenklicher, immer drohender wurden von Stund zu Stunde die Nachrichten vom beabsichtigten Aufstande. Endlich hieß es, zwanzigtausend todesmuthige Bauern, bis an die Zähne bewaffnet, ständen

Digitized by Google

image
not
available

ſie den Beſitz ſo vieler Freiheiten zu verdanken, auf welche die Regierungen ſchon oft genug Angriffe machten. Und auch neuere Zeiten haben es gezeigt, daß die alte Kraft und Feſtigkeit nicht verloren gegangen iſt.

Als im Jahre 1837 die hannöveriſche Regierung das Staatsgrundgeſetz eigenmächtig umwarf, fand ſie gerade in den bremiſchen Marſchen den hartnäckigſten und lebhafteſten Widerſtand.

Es beſitzt kein Volk ein ſo prächtiges Oppoſitionstalent als das der Marſchen. Zur Revolution taugt es dagegen ganz und gar nicht, da ihm alles Feuer und alle echte Begeiſterung abgehen und es conſervativ durch und durch iſt. —

Selbſtgefühl und Stolz ſind hervorſtechende Züge im Charakter des Marſchbewohners, namentlich des wohlhabenden. Vor Allem ſtolz iſt der Marſchbauer auf ſeine fruchtbare Heimath, die er um keinen Preis mit einer andern vertauſcht, am allerwenigſten mit der nahen Geeſt, auf welche er nur mit einer gewiſſen Verachtung und mit Bedauern herunter- oder vielmehr hinaufſieht. Aeußerſt charakteriſtiſch iſt daher die bekannte Anekdote von jenem alten Marſchbauer, wie er ſeinen reiſeluſtigen Sohn mahnend an die Hand nahm und ihn davon abzubringen ſuchte.

„Sieh Jung“, ſprach er, „hier is de Marſch un de ganze anner Welt is man Geeſt. Wat wullt du dumme Jung un in de Welt maken?“

Noch ſtolzer erſcheint der reiche Marſchbauer auf ſeinen Stand als freier Grundbeſitzer oder wie es hier heißt als Hausmann. Dieſe angeſehenſten und älteſten Hausmannsfamilien ſind vollkommene Ariſtokraten und vertreten den in den meiſten Marſchen fehlenden Adel in ihrer Art völlig. Den weniger Beſitzenden, den Köthner, pflegt der Marſchbauer meiſt nur über die Schulter anzublicken, ihn nicht anders zu nennen als den „litten Mann, geringen Mann“, an welchen ſeine Tochter zu verheirathen, ihm eine ewig ſchmerzliche Schmach ſein würde. Daher verbinden ſich die Hausmannsfamilien faſt ausſchließlich mit Ebenbürtigen. Mei-

Digitized by Google

image
not
available

neigung gegen alles Soldatenweſen muß man indeſſen nicht dem Mangel an Muth beimeſſen wollen. Dem Frieſenjüngling behagt ein freies, rüſtiges Schifferleben einmal beſſer; hier iſt er ganz in ſeinem Elemente. Nicht im Landheer, wohl aber auf der deutſchen Flotte wird er einmal ſeine Lorbeeren zu erringen haben.

Mit dem zähen, hartnäckigen Charakter der Frieſen hängt noch ſeine Proceßluſt, ſeine Unverſöhnlichkeit, die ſelbſt mitunter in die kleinlichſte Rachſucht übergeht, zuſammen. Streitſüchtig iſt er nicht, allein rechthaberiſch bis zum Eigenſinn. Sehr häufig geſchieht es, daß ganze Familien oft zeitlebens um geringer Sachen willen auf geſpanntem Fuße leben. Bei allen möglichen Gelegenheiten, namentlich bei Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen, zu welchen man dann einander ſorgfältig nicht einladet, pflegt dieſer Haß an den Tag zu treten.

Eine andere traurige Schattenſeite, die freilich ebenfalls mit dem ungemeinen Selbſtgefühle des Marſchbauern zuſammenhängen mag, iſt der gänzliche Mangel an Gemeinſinn, welcher in einigen Marſchgegenden herrſcht und allen öffentlichen, gemeinſamen Verbeſſerungen hemmend entgegentritt. So oft noch rege Fortſchrittsmänner für das allgemeine Wohl ſtreben und wirken wollten, meiſt wurden ihren Bemühungen überall Hinderniſſe in den Weg gelegt. Sie ſcheiterten faſt immer an dem heilloſen Egoismus der Einzelnen und wurden in der Regel nur mit dem ſchändlichſten Undanke belohnt. Daher kommt denn der unglaublich ſchlechte Zuſtand ſo vieler öffentlichen Anſtalten und Dinge, wie der Kirchen und Schulgebäude, der Begräbnißplätze, der Wege u. ſ. w., oft mit der Wohlhabenheit der Gegend und der Stattlichkeit der Wohnungen im grellſten Contraſte. Als vor Jahren in den oldenburgiſchen Marſchen die ſchönen, trockenen Fußwege von Dorf zu Dorf angelegt wurden, deren noch heutiges Tags die hannöveriſchen ſo ſchmerzlich entbehren müſſen, fand dieſe ſo einleuchtende und nothwendige Verbeſſerung dennoch bei manchen alten Hausleuten den entſchiedenſten Widerſtand, und aus welchem Grunde? Sie

Digitized by Google

image
not
available

braunen, großväterlichen Hausgeräthe werden noch hoch in Ehren gehalten.

Mehr schon berührt von moderner Cultur erscheint das Stedinger-, Stad- und Butjahdingerland. Hier findet man in der That elegante Wohnungen; hier sendet man die Söhne häufig auf höhere Bürgerschulen, während die Töchter nach ihrer Confirmation ein Jahr in der Residenz Oldenburg oder in Bremen zubringen, um hochdeutsch sprechen zu lernen und sich den Firniß feinen Benehmens anzueignen. Vor Allem aber legt man Werth auf gediegene, zierliche Kleidung, die namentlich beim weiblichen Geschlechte oft völlig luxuriös wird. Das kann man auf den Jahrmärkten, zu denen man sich in jeder möglichen Weise herauszuputzen sucht, am Besten beobachten. Die derbsten und stämmigsten Bauerntöchter mit rothblühenden Gesichtern, kräftigen Gliedern und Händen, denen man die tüchtige Arbeit nicht erst abzufühlen braucht, sieht man da im eleganten, aber freilich nicht immer geschmackvollen Gewande der Salondamen einhergehen, in Sammt und Seide und mit schwerem Goldschmucke meist überladen.

Von allen Marschen steht das Land Hadeln, wo es sich um Luxus und Verschwendung handelt, oben an.

Die glänzenden Staatszimmer, die herrlichsten, parkähnlichen Gärten, das kostbare Porcellan- und Silbergeräth und die eleganten Equipagen der hadler Bauern sind weit umher bekannt, fast sprichwörtlich geworden.

Bei ihren Familienfesten pflegt ein so gewaltiger Luxus und Pomp zu herrschen, daß schon in den Jahren 1602—1733 eine Reihe von eigenen Gesetzen erlassen werden mußte, um diese Verschwendung nur einigermaßen zu zügeln. Freilich trifft man hier auch die gebildetsten und intelligentesten aller Marschbauern. Die Söhne der angesehensten Familien besuchen fast alle das Progymnasium in Otterndorf oder die Rectorschule in Altenbruch. Man kann dort junge Bauern in groben Arbeitskleidern hinter ihrem Pfluge finden, die englisch und französisch sprechen und die treffliche

Digitized by Google

image
not
available

Weihnachtsabend heißt deßhalb in manchen Gegenden Bullbucksabend, an dem ein gewaltiger Mehlpudding mit Rosinen und geräuchertem Schweinskopf die Hauptrolle spielen. Zu Ostern genießt auch in den Marschen Jedermann Eier, auf den Deichen lodern dann all überall mächtige Feuer und auf hohen Stangen brennende Thertonnen, zu Pfingsten aber schmückt man Zimmer und Diele mit grünem Birkenreis und richtet Maienbäume auf, wie in anderen Theilen Deutschlands.

Der sittliche Zustand der Marschbewohner.

Niemand möge indessen glauben, daß mit dem Verschwinden jener Einfachheit und jener alten Sitten auch Verfall der Sittlichkeit selbst stattgefunden habe. Im Gegentheil, hier zeigt sich der merkwürdige Umstand, daß gerade in dem Maaße, wie Luxus und Mode sich mehrten, im Allgemeinen auch der moralische Zustand sich hob, und alle Verbrechen und Laster sich minderten.

Statistische Untersuchungen, wie die genauesten Beobachtungen liefern den klarsten Beweis, daß z. B. Diebstahl, Unzucht, Liebe zum Trunke, Raufsucht und andere Rohheiten gerade im vorigen Jahrhundert die doppelte und dreifache Höhe erreichten, als es in dem unsrigen der Fall ist, und um Einzelnes anzuführen ist in ganz Osterstade seit beinahe 50 Jahren fast kein einziger qualificirter Diebstahl verübt worden, während man vormals gar häufig von solchen hörte; auch haben Schlägereien, die früher bei keiner Hochzeit fehlten, fast gänzlich aufgehört, wie sich auch seitdem die Zahl der unehelichen Geburten außerordentlich gemindert hat. Die oldenburgischen Marschen und das Land Wursten stehen in sittlicher Beziehung gleichfalls sehr hoch. Viel weniger ist das der Fall in den hannöverischen Elbmarschen. Im Lande Hadeln und Kehdingen, wo zwar wie wir sahen das Gesinde noch das Tischgebet sprechen muß, herrschen gerade unter diesem Unzucht und Rohheit, wie nirgends; aber auch in keiner Marsch stehen Herrschaft und Dienst-

Digitized by Google

image
not
available

wenig, diesen traurigen Zuständen abzuhelfen; die Gemeinden selbst wissen's aber nicht besser und ändern darum nichts.

Noch weniger darf man über die Lehrer selbst den Stab brechen. Sehr viele derselben sind, selbst in den reichsten und in den üppigsten Gegenden, mit ihrem Gehalte so kärglich gestellt, daß ihnen unter wirklichen Nahrungssorgen entweder alle Lust und aller Eifer schwinden oder sie Zuflucht zu einem Nebengeschäft nehmen müssen, z. B. zur Bienenzucht, zum Abschreiben, Rechnungsführen u. s. w., welche Beschäftigung sie wiederum vom Schulunterrichte abzieht. Ehe daher nicht vom Staate selbst der Anstoß zu gründlicher Verbesserung dieses materiellen Punktes gegeben wird, ist schwerlich auch an innere Umgestaltung und Vervollkommnung des Unterrichts zu denken. —

Unter diesen Umständen bleibt es in der That zu bewundern, daß man trotzdem in den Marschen noch so manchen belesenen, aufgeklärten, politisch gebildeten und intelligenten Bauern findet, obgleich auch diesem keine andere Jugendbildung gewährt worden ist, als die seiner armseligen Dorfschule.

Der Aberglaube in den Marschen.

Abergläubische Sitten und Meinungen stehen in den Marschen in vollster Blüthe; gegen sie hat weder Kirche noch Schule ein Wort der Bekämpfung.

Nur am Dienstage läßt man das Kind seinen ersten Schulgang machen, nur dann gedeihet es; nur an gewissen Tagen begräbt man seine Todten, nur auf gewissen Wegen bringt man sie zum Kirchhof, sie haben da sonst keine Ruhe. In den zwölf ersten Tagen nach dem Weihnachtsfeste darf keine Wäsche an der Leine trocknen, sonst stirbt im kommenden Jahre Jemand im Hause; nur beim zunehmenden Monde schlachtet man seine Schweine, sonst quillt der Speck nicht aus im Kochen; und wenn im Frühlinge das Vieh ausgetrieben wird, legt man wohl eine Axt vor die

Digitized by Google

image
not
available

eigenthümlich schauerlich ist. Wie viel indeß dem Volke und wie viel dem Dichter davon gehört, mag dahin gestellt bleiben. Ist indeß irgend ein Ort in den Marschländern geeignet, solche wilde, dunkle Phantasien hervorzurufen und zu beherbergen, so sind es die einsamen Strecken jener schleswig-holstein'schen Seedeiche, zu deren Füßen bald das Meer mit seinen wilden grauen Wogen brüllt, bald der weite schwarze Wattengrund sich ausbreitet, still, todt, eine große unheimliche Wüste.

Die Sprache der Marschen.

Nach Verdrängung der Chaucen durch die Einwanderung der Friesen herrschte natürlich die Sprache der Letztern in den Marschen. Wie aber schon erwähnt, ist mit gutem Grund anzunehmen, daß diese Einwanderung nicht in allen Gegenden stattfand, darunter nicht im Lande Hadeln und Kehdingen. Die Urbevölkerung mochte hier stark und tapfer genug sein, sich den Eindringlingen zu widersetzen. Die von den friesischen Marschen bedeutend abweichenden Sitten, das gänzliche Fehlen friesischer Namen und Benennungen, der Charakter der Bewohner, ja selbst ihr Gesichtstypus und noch Anderes deuten auf's entschiedenste darauf hin, daß hier keine friesischen Elemente mit gewirkt haben.

Wie weit die friesische Sprache in den Marschen verbreitet, wo ihre Grenze war und wann sie eigentlich unterging, das Alles läßt sich durchaus nicht mit Gewißheit bestimmen.

Die Kämpfe mit den bremischen Erzbischöfen, die vielen bedeutenden Niederlagen und namentlich der Umstand, daß in Folge derselben die Kirchen- und Schulstellen von den Erzbischöfen meist mit niedersächsisch redenden Mönchen besetzt wurden, haben zum Verschwinden des Altfriesischen beigetragen. Schon vor der Reformation scheint das letztere dem Niedersächsischen (Plattdeutschen) ziemlich Platz gemacht zu haben. Im Osterstadischen und im Stedingerlande ist es wahrscheinlich zuerst untergegangen; im But-

Digitized by Google

image
not
available

trachten, wie wir sie im Jever-, Butjahdinger-, im Stadlande und im Lande Wursten am häufigsten vernehmen.

Zunächst folgen im Nachstehenden noch die gebräuchlichsten der friesischen Benennungen und Vornamen.

Benennungen:

Bibbe oder Babbe, Vater (vielleicht aber auch abstammend von Papa).

Block, ein Stück Landes, z. B. Kleeblock.

Buddel, Sichter.

Bett, ferner, mehr, z. B. do mi dat nich bett.

Bannig, furchtbar, drohend, z. B. vat sut he bannig ut.

Dwalen, dummes Zeug sprechen, auch quäteln.

Dwallig, närrisch. — Dons, Wohnstube.

Daak, Nebel. — drock, eilig.

Escher, Spaten, Grabscheit, in einigen Marschgegenden auch Batze genannt.

Feege, kränklich, zart, blaß. — Fennen, Viehweiden. — Fiemen, eine Zahl von 100 Garben.

Enter, einjähriges Füllen. — Ettgrön, Grummet.

Getakt, beschaffen, z. B. Ick mot seen, wo de Sake getakt is.

Haren, die Sense schärfen. — Häwen, Himmel.

Hörn (Subst.), ein Winkel. — Hellmer, so nennt man in Osterstade die Wege, welche nach der Geest führen.

Heller, Außendeich.

Lee, Sense. — leeg, niedrig.

Lutmärig (Adj.), bekannt, was nicht mehr geheim ist.

Lutohren (Verb.), lauschen. — Keel, Schmerz, killen, schmerzen. — Kubbbe, Möve.

Kuse, Backenzahn. — Mieß (Subst.), Nebel.

Mießig (Adj.), ueblig. — Möme, Mutter (vielleicht von Mama).

Pisel oder Pesel, eine Stube. — Puke, Bettzeug.

Siel, Schleuse. — Schwöpe, Peitsche.

Digitized by Google

image
not
available

ſaßiſcher Abſtammung ſind, da ſie auch bei den Bewohnern der höhern Geeſt gebräuchlich, wogegen man die eigentlichen Frieſennamen lediglich in den nördlichen Marſchen antrifft, außer, wie ſchon erwähnt, im Lande Hadeln und Kehdingen. Dagegen iſt das Jeverland, das Butjahdingerland und das Land Wurſten die wahre Heimath der aufgeführten altfrieſiſchen Namen. Pratje führt deren im vorerwähnten Buche noch eine Menge an, die aber jetzt faſt alle untergegangen ſind. Und auch die noch heute üblichen, beſonders die Frauennamen, werden von Tag zu Tag ſeltner, wie die alte wohlklingende Endung der Männernamen o nur noch bei einigen gebräuchlich, bei den meiſten dagegen in e verwandelt iſt, was viel unangenehmer klingt. So ſind denn die volltönenden Namen Addo, Bolko, Eko, Feddo, Siabo, Tanto, jetzt zu Adde, Bohlke, Eke, Fedde, Siade und Tante geworden, eben ſo ſehr das Ohr durch ihre Mattigkeit und Plumpheit beleidigend, wie ſie es ehedem durch ihren kräftigen Wohlklang erfreuten.

Eigentliche Familiennamen waren bei den Frieſen ſelbſt noch bis in's vorige Jahrhundert ſelten. Der Sohn erhielt zu dem Vornamen ſeines Vaters nur noch einen eigenen Taufnamen, wie es noch jetzt auf vielen frieſiſchen Inſeln Gebrauch iſt. Hieß z. B. der Vater Eke Lübbs und man taufte ſeinen Sohn Siade, ſo hieß dieſer Siade Eks und der Enkel, wenn er nach dem Großvater genannt wurde, Lübbe Siads oder Eke Lübbe Siads. Das angehängte s iſt nichts weiter als die Bezeichnung des Genitivs, wie an andere Namen, z. B. an die Namen Haje, Hedde, Tante im Genitiv ein n kam, ſo daß z. B. der Sohn von Tante Siebs vielleicht Ricklef Tanten hieß (ſo viel als der Ricklef des Tante).

Man kann leicht ermeſſen, welche bunte Verwirrung ſolche Sitte zur Folge haben mußte und wie ganz beſonders, wo es wichtige Erbſchaftsangelegenheiten betraf, bei denen oft weitläufige Stammregiſter in Betracht gezogen werden mußten, die unlösbarſten Verwickelungen oft endloſe Proceſſe herbeiführten. Früher oder ſpäter machte daher in den verſchiedenen Marſchen ein Geſetz, wonach jede

Digitized by Google

image
not
available

ſtens wie ein zuſammengezogenes **oa** ausgeſprochen (z. B. Woater, Boar, Moand), an den Elbgegenden aber durchaus wie im Hochdeutſchen, nur noch gedehnter, ungefähr wie aa; z. B. Waater, Baar, Maand. Das **e** hingegen klingt an der Weſer meiſtens wie **ä**, z. B. Bremen, Regen, ſtehlen, Meer; (Wetter) an der Elbe aber beinahe wie **ei** oder doch zwiſchen **e** und ei. Der Vokal **i** lautet in beiden Marſchen gleich, aber das **o** in der Elbgegend faſt wie **au**.

Noch ſind dieſe beiden Dialekte vielfach anderweit verſchieden, was dem aufmerkſamen Beobachter leicht wahrnehmbar wird, allein Seiten füllen würde, wollte ich darauf näher eingehen.

Treffliche Beobachtungen über die Sprache dieſer Gegend finden ſich in der kleinen gediegenen Schrift von „Dr. Lübben“*) und in Goldſchmidts**) intereſſantem Buche voll launiger Bemerkungen und charakteriſtiſcher Vergleiche, welche beide in Oldenburg erſchienen ſind.

Das Volkslied in den Marſchen.

Das alte lateiniſche Sprichwort „Frisia non cantat“ iſt bis auf den heutigen Tag wahr geblieben, wie nur irgend eines. Eigentlichen heimiſchen Geſang, wodurch es Freude und Schmerz kund gibt und wie wir ihn ſo tief im Süddeutſchen, vor Allem im Schwaben und Tyroler eingewurzelt finden, hat und kennt das Friesenvolk nicht. Es fühlt auch nur in ſeltenen Fällen einen wirklichen Drang zum Singen, das leidet einmal ſein unerſchütterliches Phlegma nicht. Der Frieſe iſt einmal reiner Verſtandesmenſch, der Verſtand aber hat keine Lieder und dichtet keine. Der Frieſe betrachtet das Singen wirklich als eine Anſtrengung,

*) A. Lübben, das Plattdeutſche in ſeiner jetzigen Stellung zum Hochdeutſchen.

**) Goldſchmidt, Lebensbilder aus der Mappe eines deutſchen Arztes. 3 Theile.

Digitized by Google

image
not
available

Die Lieder, die man ſingt, ſind alle hochdeutſche. Orgeldreher haben den größten Einfluß und bringen jährlich eine Menge „ſchöne, neue Lieder“ auf Jahrmärkten unter das Volk, das dieſelben, mögen ſie gut oder ſchlecht, mögen ſie noch ſo fade, unſittlich, ja ganz unverſtändlich ſein, willkommen aufnimmt. Bei dieſer Gelegenheit ſieht man, daß doch keineswegs bei dem Volke der Sinn für Geſang gänzlich fehlt, wie unvollkommen der Geſang ſelbſt auch bei ihm ausgebildet iſt.

So wie nur auf Jahrmärkten ein Leierkaſten ſeine Töne erſchallen läßt, ſteht man ſogleich herum, kauft die Lieder, horcht mit großer Aufmerkſamkeit auf und quält ſich, die neue Melodie nachzuſingen. Sehr ſelten aber halten ſich ſolche Drehorgellieder länger, als bis zum nächſten Jahre, wo andere ſie verdrängen. Die Orgeldreher ſind die alleinigen Träger des Volks-Geſangs. — Welch herrliches Mittel nun böten gerade ſie, um auf die leichteſte Art gute, anregende, ſittliche und echt deutſche Lieder, namentlich jene tief gemüthvollen ſüddeutſchen Volkslieder in's Volk zu bringen, dem ſie eine willkommene Gabe wären.

Hat doch ſchon manches wahre Volkslied aus dem Oberlande ſeinen Weg in die Marſchen gefunden und iſt hier geblieben. Die verwandten Gemüther verſtanden es, fühlten es nach. Ich ſelbſt habe bemerkt, daß ſchöne Volkslieder, die ich meinen Knechten und Mägden lehrte, z. B.: Steh' ich in finſt'rer Mitternacht, Morgenroth, War einſt ein jung jung Zimmergeſell, und ſelbſt Lieder in ſchwäbiſcher Mundart, wie z. B.: Jetzt gang i an's Brünele, oder: Muß i denn zum Städtle 'naus und andere, ſogleich bedeutend mehr Eindruck machten und viel ſchneller aufgefaßt wurden, als die gewöhnlichen, hochdeutſchen Orgellieder. Das deutſche Herz iſt und bleibt doch immer daſſelbe, es verläugnet ſich nicht, ſo weit die deutſche Zunge klingt. Mag es im nebelreichen, wogenumbrandeten Frieſenlande ſchlagen oder auf einſamer, hoher Alm, wo der Giesbach rauſcht und der Gletſcher blinkt, es bleibt doch immer das deutſche Herz. —

Digitized by Google

image
not
available

Witzes halber einen nicht unbedeutenden Rang in der deutschen Volksliteratur einzunehmen, wenn auch einige darunter ein bischen derb und verfeinerten Ohren etwas anstößig sein mögen.

Zuerst Goldschmidt in seinem trefflichen Buche: „Die Oldenburger in Sprache und Sprichwort", dann Edmund Höfer und Andere haben eine Menge derselben gesammelt, und auch ich kann es nicht unterlassen, mein Büchlein mit einer kleinen Auswahl der kernigsten und witzigsten zu schmücken. —

„Is man en Aewergang, sä de Foß, do togen se ehm dat Fell äwer de Ohren." —

„All bott helpt, sä de Mugg', do pißt se in den Rhin." —

„Veel Kopp' veel Sinn', harr de Jung segt, als he'n Wagen mit Buskohl umsmeet." —

„Wat olt is dat ritt, harr de Düwel ok segt, als he sin Grotmoder dat Ohr afreet." —

„Wat nich all for Geld makt word, sät de Buur als he en Apen to sehn kreg." —

„Kummt all Dag wat Nees op, harr de Jung segt, do schull he bäen." —

„Rennlichkeit is de Hauptsak, sä't ol Wiw, do tog se all Wihnachen Abend ehr Hemd um." —

„Dat har ik mal dohn schullt, sä de Jung as de Schwalk in de Sopp scheet." —

„He is so ehrlich als Jan Fink, de let Niks liggen als Möhlsteen' und gleunig Isen." —

„He is so egensinnig als Jan Fink, de schull an'n Galgen un wull nich." —

„Elk Ding hatt sin Wetenschop, sä't ol Wiw, do pust se dat Lecht mit'n M... ut." —

„Ei is'n Ei, sä de Pap, do grep he aber doch na't Goseei." —

„Wer kann gegen de Obrigkeit, sä de Deern als se von'n Feldhüter in'n Weken schull." —

Tief eingewurzelt und verwachsen sind diese eigenthümlichen

Digitized by Google

image
not
available

Bücher und Zeitungen lieſt, ſeine Briefe ſchreibt, ſeine Geſetze und Verordnungen erhält und ſeine Richter ſprechen hört, ſo lange wird ſich immer das ſchroffſte Mißverhältniß herausſtellen und damit ein wahrer Hemmſchuh geiſtiger und politiſcher Bildung gegeben ſein.

Uebrigens kommt auch das Volk ſelbſt immer mehr zur Einſicht, wie mißlich es iſt, daß in dieſer Sprache geredet, in jener geſchrieben wird, und mancher Bauer fängt bereits an, wenigſtens mit ſeinen Kindern hochdeutſch zu ſprechen. In vielen Häuſern iſt dies ſchon ſeit Jahren Sitte, und man ſpricht plattdeutſch entweder nur mit den Dienſtboten, oder wenn man einmal einen behaglichen zutraulichen Ton anſchlagen will. Denn der Bauer fühlt die Ueberlegenheit des ſich in der hochdeutſchen Mundart Bewegenden nur zu ſehr, zumal wenn er vor dem Herrn Amtmann ſteht und ſo gerne reden möchte, wie's ihm um's Herz iſt. In größeren Orten und namentlich in den Städten hat die plattdeutſche Sprache ſeit den letzten Jahrzehnten in auffallender Weiſe abgenommen. Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward z. B. in Bremen und Oldenburg, ſelbſt in den angeſehenſten Familien, durchweg nur plattdeutſch geſprochen. Heutzutage iſt es nicht nur in jenen Kreiſen gänzlich, ſondern ſogar bei vielen Handwerkern bereits abgekommen. Und es muß untergehen und wird untergehen, ſei es über kurz oder lang. Es fehlt einmal der einzige Haltpunkt, die Schrift. Mit der wachſenden Cultur und Bildung dringt das Hochdeutſche ſiegend und unwiderſtehlich vorwärts. Recht gut kann noch ein Jahrhundert und vielleicht noch mehr Zeit bis dahin verfließen, eines Tages aber wird das Plattdeutſche — wie ſein Vorgänger das Frieſiſche — unrettbar verſchollen ſein.

Die politiſchen Zuſtände in den Marſchen.

Ein paar Worte über die politiſchen Zuſtände der Marſchen mögen hier ihren Platz finden.

Digitized by Google

image
not
available

heit schätzte, bezeugt sowohl der alte berühmte Wahlspruch der Friesen: „Lieber todt als Sklav", als auch die Sitte des Grußes: „Heil freier Friese!" (Eala frya Fresena!)

Auf großen Volksversammlungen berieth man sich über allgemeine Angelegenheiten. Meistens fanden diese bei den Kirchen oder an gewissen Plätzen, häufig unter bestimmten alten Bäumen statt. Der bekannteste ist der berühmte Upstalsboom der Ostfriesen bei Aurich; sodann die Staleke der Osterstader, die beim Dorfe Hagen stand; im Lande Hadeln versammelte man sich am „Warnings", im Lande Kehdingen auf einem Platz, der „Schinkel" genannt wurde; im Lande Würden endlich hielt man die Volksversammlungen in der Kirche ab.

An solchen Orten wurde auch Gericht gehalten. Vom gesammten Volke gewählte Schultheißen, Schöffen, Gräfen, Voigte, Belehnte oder wie sie in den verschiedenen Strichen hießen, waren die Richter.

Fast überall galt das altfriesische, im Rustringer Asegabuch enthaltene Landrecht, doch gab es mitunter auch ganz verschiedene Einrichtungen, eigene Rechte und Ordnungen in den einzelnen Marschen. Ja selbst einzelne Ortschaften waren darin verschieden, namentlich in späterer Zeit, wo immer durch neue Willkören das alte einfache Asegabuch verändert wurde. Vieles davon ist im Laufe der Zeit und im Wechsel der Oberherrschaft theils bedeutend umgestaltet worden, theils untergegangen; manches aber blieb trotz aller Stürme und Veränderungen viele Jahrhunderte lang fest und unerschüttert, und einige Verfassungen sehen wir noch heute in ihrer ganzen Reinheit und echt demokratischen Anlage und Freiheit bestehen.

Auswanderungsverhältnisse in den Marschen.

Obgleich zwei bedeutende Ausgangspunkte deutscher Auswanderung, Bremen und Hamburg, so nahe liegen, hat sie doch in

image
not
available

in den Marschen nicht; denn hier ist Gottlob der Bauer nicht herabgesunken, weder in die schmachvolle Knechtschaft einzelner bevorzugter Geschlechter, noch in Schmutz, Elend und Kleinwirthschaft.

Daher hat er auch nichts von dem ehrerbietigen, demüthigen und geschmeidigen Wesen seiner Brüder in Mitteldeutschland, und während man anderwärts sich des Namens Bauer schämt und tausendmal lieber Landmann, Landwirth oder gar Oekonom heißen will, hört man den reichsten Hofbesitzer der Marsch noch immer, ja heut zu Tage mehr als je, mit Stolz und Selbstgefühl sein „Ick bin Bur!“ ausrufen. —

In Osterstade heißen diese freien Marschbauern, die seit uralter Zeit ihre Höfe zu vollem Eigenthum haben, so daß sie nur der Landesregierung untergeben und steuerpflichtig sind: „Ergegsen“*). Für gewöhnlich theilt man die Marschbewohner jetzt in Hausleute und Köthner. Um Hausmann zu sein, bedarf es eines gewissen Grundbesitzes, dessen Größe in jeder Marsch verschieden ist.

In den friesischen Marschen wohnt das reine Blut fast nur bei diesen Hausleuten, und allein unter diesen haben sich alte Namen und Geschlechter des Landes erhalten, während von den übrigen minder Vermögenden der größte Theil aus Fremden besteht, die einmal als Knechte oder Handwerker eingewandert sind und sich niedergelassen haben. Manche derselben oder deren Nachkommen haben sich aber auch zu wirklichen Hauslenten emporgearbeitet, so daß ganz reinen Stammes eigentlich nicht eine Marsch mehr ist. Eine solche allmähliche Einwanderung fremder Elemente findet fort und fort Statt.

*) Dieses Wort scheint vom altfriesischen „Asega“ (Richter) abzustammen, denn das Asegabuch (Richtbuch) wurde in der Volkssprache auch wohl Agsbuch genannt und jeder freie Bauer konnte zum Asega gewählt werden. Eine Verwandlung des Lautes a in e, also ags in egs war leicht möglich. —

Digitized by Google

image
not
available

Nordfriesisches Haus.

Als aber die Marschbewohner die ersten Perioden ihres Fischer-, Schiffer- und Privatlebens überwunden hatten, als jenes abgesonderte Insel- und Halligleben aufhörte, als schon gemeinsam angelegte Deiche das Land schützend umgaben und die Bewohner des nun gesicherten fruchtbaren Landes anfingen, erst Viehzucht und dann Ackerbau zu treiben, konnten die kleinen altfriesischen Häuschen nicht mehr genügen, und es war nichts natürlicher, als daß man nun die Häuser des Nachbarvolkes, die schon für Ackerbau und Viehzucht eingerichtet waren, zum Muster nahm und hie und dort vielleicht mit wenigen Abweichungen eben solche erbaute. Unsere Nachbarn aber waren die Niedersachsen, und so ist denn die ganze Bauart in den Weser- wie Elbmarschen, mit Ausnahme des auch sonst so merkwürdig abweichenden Altenlandes, als eine niedersächsische zu betrachten. —

Bis auf den heutigen Tag wohnt daher der Marschbauer nach uralt traulicher Sitte mit seinem gesammten Vieh unter einem Dache, und auch noch eine tüchtige Masse Getreide bergen die Wände des Hauses. — Alle ältesten Gebäude bestehen aus Fachwerk; in den Bauernhäusern der Elbmarschen ist dasselbe noch jetzt in Anwendung, in den Wesermarschen dagegen längst durch massives

image
not
available

Haus. In den alten Häusern auf der Geest finden wir die schöne, malerische und patriarchalische Sitte des offenen Heerdfeuers, der wie ein Altar des Hauses sich in der Mitte des Hintergebäudes zeigt, wo die Viehställe aufhören und der Raum zu beiden Seiten weiter wird. Rechts und links ist die „Howand", jener helle Raum, wo die Kojen des Gesindes angelegt sind und vor welchen nach alter Weise das Mittagsmahl eingenommen wird.

Ueber dem Heerdfeuer befindet sich der Speckwiem, behängt mit mächtigen Schinken, Speckseiten, Rauchfleischstücken und Würsten, stets umwallt von Rauchwolken; haben diese erst hier ihre Dienste gethan, dann müssen sie über die Diele und durch's Korn ziehen, um es recht trocken und haltbar zu machen; denn man hütet sich wohl Schornsteine anzulegen. An den Wänden, zur Seite und hinter dem Heerde stehen die großen Truhen und Schränke, glänzen in langen Reihen mächtige blanke Zinnschüsseln, Krüge, Teller und anderes Geräth, und erst hinter dieser Wand sind die Zimmer, die aber nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindtaufen gebraucht werden; denn für gewöhnlich sitzt Alt und Jung traulich um die lodernden Feuerflammen. Das ist das uralte niedersächsische Bauernhaus. Wer aber noch mehr davon wissen möchte, der lese ja des alten Möser's unvergleichlich schöne und wahre Schilderung desselben. —

Aber fast nur auf der hohen Geest finden wir noch diese mit den alten, einfachen, patriarchalischen Sitten des Volkes so innig zusammenhängende Einrichtung. In den Marschen ist sie bei größeren Bauernhäusern so gut wie verschwunden, höchstens im südlichen Osterstade und sodann im Stedingerlande können wir sie noch antreffen.

Ueberall sonst ist der offene Heerd in eine Küche zurückgetreten, der Rauch zieht durch einen Schornstein, die alte Howand ist verschwunden und die Thüren der Wohnräume gehen bei den größern Hausleuten nie mehr unmittelbar auf die Diele, sondern des

image
not
available

älteſte Tochter des Hauſes, ein umſichtiges und ſtill emſiges Mädchen, ſie in Empfang nimmt und durch ein blankes Meſſingſieb mit eingelegtem Tuche in flache Baljen (hölzerne Bütten) ſeihet. Auf dem Heerde aber flammt ſchon unter dem Keſſel mit der Morgenſuppe ein luſtiges Feuer. Im Oldenburgiſchen iſt meiſtens Buttermilchſuppe, in Oſterſtade aber Grütze oder heiße ſüße Milch, in welche Schwarzbrod gebrockt wird, die gewöhnliche Morgenkoſt. Dieſe älteſte Tochter iſt allein zu Hauſe und führt den ganzen Haushalt, denn die jüngere iſt noch in Oldenburg bei einer alten Dame in Penſion.

Aus dem Pferdeſtalle dringt Lärm, Wiehern und Schlagen der Ackerpferde, dann lautes Schelten des Großknechts mit dem vierzehnjährigen „Schwöpenjungen“ (wörtlich Peitſchenjungen, — wie die Buben, welche man auf den Marſchhöfen nur zum Fahren miethet, genannt werden), denn ſchon ſeit zehn Minuten hat die alte braune Lotte kein Futter mehr in ihrer Krippe.

Auch der Sohn des Hausherrn, der unterdeß aufgeſtanden, tritt in den Stall, ſieht Alles nach und nimmt redlich am Schelten mit Theil.

Aber plötzlich ertönt ein Zauberwort, das allem Leben und Treiben eine andere Geſtalt gibt. Aus der halb geöffneten Vorplatzthür ſteckt nämlich die eine Magd ihren Kopf und ruft laut und mit heller Stimme die Diele hinab: „Rinkamen! — Wat eten!“ Noch ein paar Schläge — und das Geklapper der Dreſcher verſtummt; ſchnell wird noch einigen Pferden neues wohlgenäßtes Häckſel eingeſchüttet und in wenigen Minuten ſitzt Alles um die große dampfende Zinnſchüſſel und wartet bis der präſidirende Großknecht, der eben mit gewaltiger Arbeit vom mächtigen Schwarzbrot daumdicke Schnitte „knigt“, mit ſeinem Werke fertig iſt. Schnell iſt die Schüſſel voll gebrockt und nun Alles in vollem Eſſen, kaum ein Wort wird gewechſelt; noch eine halbe Stunde — und man iſt ſatt. Was noch in der Schüſſel blieb, bekommt der mächtige Hofhund, der Liebling des Großknechts. Die hölzernen und zinnernen Löffel

image
not
available

echtes ſelbſtbewußtes Patricierthum prägt ſich auf ſeinem Geſichte aus; Milde, herzgewinnende Treuherzigkeit ſchauen ihm aus den Augen, aber doch gepaart mit dem würdigſten Ernſt. — In ſeiner Jugend, ja bis an ſein vierzigſtes Jahr, war er der tüchtigſte Arbeiter; oft und gern redet er davon, wie er habe ſchaffen müſſen; wie ſtrenge er von ſeinem ſeligen Vater in Zucht gehalten worden; wie kein Anderer im Dorfe ſo accurat habe pflügen können. — Aber nun hat er ſeit langen Jahren keinerlei Arbeit mehr angerührt. Er iſt jetzt ein Sechsziger, ſeine Geſtalt iſt ſehr in's Korpulente gegangen, die Farbe ſeines Geſichtes weiß und zart, die Haut ſeiner Hände äußerſt dünn und weich geworden; aber den echten Hausmann ſieht man ihm doch auf den erſten Blick an, denn nur ein freier reicher Bauernſtand vermag ſolche imponirende Geſtalten zu erzeugen und auszuprägen. Folgen wir jetzt ſeinen Schritten.

Er ſpringt mit ſeinem Klubenſtock zwar behutſam, indeß trotz ſeiner ſechszig Jahre noch immer recht behende über ein paar Gräben und wendet ſich zuerſt nach ſeinen Weiden.

Allerlei-Jungvieh iſt bereits draußen; aber ſeine dreijährigen Ochſen, die nächſten Herbſt, ſo Gott will, ihm in England gute Guineen löſen ſollen, und die Milchkühe und jungen Kälber ſind noch im Stalle. Aber prächtiges Gras ſchon und ein herrliches Wetter — wenn das noch etwas anhält, denkt er, will er vor Maitag Alles „hinausjagen".

Er ſpringt wieder über einige Gräben und kommt zu ſeinem Acker, wo ſein Sohn ſäet und der Knecht gerade beim letzten Stück zu pflügen iſt. —

„Na, wo geit't jo dermit?" fragt er.

„Got Herr, dat Land ward fein," antwortet freundlich und kurz der blonde kräftige Knecht ohne aufzuhalten, „vor Middag krieg ick rum". —

„Paßt man got op". — „Ja Herr!"

Jetzt redet er mit ſeinem Sohne, der eben das Stück voll geſäet hat und ſich nun kräftig und gewandt auf eins der Pferde

Digitized by Google

image
not
available

Lippen einer Magd ertönt abermals hell der herzerfreuende Ruf: „Rinkamen! Wat eten!“ — Alles eilt an den „Soot“ (Brunnen) Hände und Geſicht zu waſchen, dann in die Geſindeſtube, wo auf blauker mächtiger Zinnſchüſſel ein wahrer Berg von „Klützen“ (Klößen), Kartoffeln und Wurzeln und dabei auf einer andern Schüſſel ein paar dicke leckere Speckſtreifen dampfen. Der Großknecht führt wie immer den Vorſitz, ſchneidet Brod und theilt den Speck; ihm zunächſt ſitzt der zweite Knecht, dann die Jungen, dann die Tagelöhner und an der andern Seite die Mägde nach der Ancienmität ihrer Dienſtzeit im Hauſe.

In der Wohnſtube ißt die Familie des Hauſes ebenfalls ſehr einfache derbe Koſt, oft daſſelbe, was die Leute bekommen, mitunter und theilweiſe etwas feiner zubereitet.

Bis zwei Uhr iſt Raſtzeit, denn die Pferde müſſen doch mit Ruhe freſſen. Die Mägde waſchen die Schüſſeln, die andern Leute ruhen und ſchlendern umher; Papa und Mama ſchlafen ein Stündchen und der Sohn nimmt vielleicht ein Buch zur Hand.

Bald iſt Alles von Neuem in Thätigkeit. Die Diele dröhnt wieder vom Takt der Dreſcher, ſpäter vom rollenden Getöſe der Staubmühle, denn noch heute ſoll das letzte reine Korn auf den Boden.

Papa und Mama ſind auch wieder da; gegen drei Uhr bringt die Tochter den Kaffee, und nimmt eine weibliche Handarbeit vor. Neben ihr ſitzt die wieder emſig ſpinnende Mutter; der Alte ſchlürft behaglich zur langen Pfeife den duftigen Inhalt ſeiner großen Geburtstagstaſſe, ſchlendert hierhin und dorthin und ſteht wohl ſpäter mit Kreide und Streichholz in der Hand auf der Diele, das Getreide „aufmeſſend“. —

So wird's Abend; das Pferdegetrappel meldet die heimkehrenden Ackerer und bald ſitzen die Leute wieder um ihre Schüſſel mit der Abendmilchſpeiſe. In Oſterſtade beſteht dieſe Mahlzeit faſt täglich aus Gerſtengraupen, in Buttermilch dick gekocht und mit ſüßer Milch übergoſſen, aus der ſogenannten „Schälgerſte“. Wie

Digitized by Google

image
not
available

des Dorfs berathen wird; vielleicht iſt er im Ausſchuß oder im Vorſtand, wenn nicht gar in eigener Perſon Vogt des Orts.

Zum Abendeſſen iſt er wieder daheim; mit dem Schlage zehn begiebt ſich Alles zur Ruhe und tiefe Stille herrſcht alsdann im ganzen weiten, ſonſt ſo rührigen Hauſe. Nur die gute ſorgſame Mutter macht noch einen ſpäten Rundgang durch die Räume, überall nach Feuer und Licht ſchauend. — Ein Mutterauge iſt ſcharf und wacht immer am längſten. —

Das iſt ein Tag auf dem Marſchhofe — ein Stück norddeutſchen Bauernlebens. —

Digitized by Google

image
not
available

seichter, bis man sie endlich unter der Marschherrschaft der Butjahdinger und Stadländer, namentlich aber unter den Grafen von Oldenburg, vollends abdämmte. Im fünfzehnten Jahrhundert waren sie bereits gänzlich von der Weser abgeschnitten, deren Wassermenge sich seitdem in ihr gegenwärtiges Bett zusammendrängen und dasselbe auf Kosten des rechten Ufers, von dem ein beträchtliches Stück fortgeführt wurde, bedeutend erweitern und vertiefen mußte.

Man erlaube mir hier eine Parenthese: Eine alte Tradition berichtet, die jetzige Weser sei einmal so schmal gewesen, daß man ein „Gasselbrett" (ein Brett zum Einschieben des Brodes in den Backofen) als Steg habe hinüber legen können. Dieser Sage mangelt indeß aller Grund und nachweislich ist die jetzige Weser von jeher der bedeutendste Arm und der Hauptausfluß gewesen und war daher schwerlich zu irgend welcher Zeit so auffallend schmal. —

Osterstade büßte auf diese Weise Tausende von Morgen des besten Landes ein. Sehr bald nämlich waren die Fluthen am Fuße des Deiches; man mußte ihn, da mit dem Außendeiche alles Material für seinen Schutz verloren war, aufgeben und tiefer im Lande einen neuen anlegen. Die fünf Dörfer, welche nahe an jenem Deiche lagen, wurden daher von ihren Bewohnern verlassen und den Wogen preisgegeben. Diese Vorgänge fallen in gewisse Zeiträume des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, und ist das Land seitdem keinen erwähnenswerthen Veränderungen und Umgestaltungen unterworfen gewesen. Nur der Strom selbst verändert jährlich sein Bett, indem er Sandhügel und Platen bildet oder fortreißt, bald das eine Ufer abnagt, bald das andere anwachsen läßt; hauptsächlich aber ist es der Mensch, der, viel vermögend, den Fluß enger und enger zusammenzudrängen sucht.

Hinter dem Osterstader Dorfe Rechtenfleth sieht man noch heute, wenn starke Ebbe einen guten Theil des Flußbettes trocken legt, eine lange Reihe alter mächtiger Baumstümpfe aus dem harten

Digitized by Google

image
not
available

Marschstrich zwischen Weser und Geest bis zum Lande Wührden hin. Letzteres bildet die Nordgrenze und beginnt eine halbe Stunde nördlich von dem kleinen Binnenfluß Dreyte. Osterstade gehört zum hanover'schen Amte Hagen und zerfällt in zwei Districte, nämlich in Nord- und Südosterstade; ersterer besitzt vier, letzterer sieben Dörfer, von denen aber zwei — Uthlede und Hinnebek — auf der Geest liegen.

Einige wollen den Namen Osterstade von Gestade, Ostgestade der Weser ableiten, was sich indeß sehr bald, so natürlich es anfangs scheint, als zu weit hergeholt erweist. Wir haben genügende Beweise, daß Österstade nichts anders heißt, als das östliche Stedingerland, und daß die Namen „Osterstader" und „Osterstädinger" ganz dieselben Leute bezeichnen. Obendrein wird diese Gegend in alten Schriften ausdrücklich mit „Stedingia orientalis" bezeichnet, wozu noch kommt, daß Gestade durchaus kein friesisches, nicht einmal ein niedersächsisches, sondern ein rein oberdeutsches Wort ist. Die ganze Geschichte, die Sage, die Sitten und die Charaktereigenthümlichkeiten der Marschbewohner liefern nach unserer Ansicht den Beweis, daß sie wirklich zu dem Friesenstamm der Stedinger gehörten, wenn auch gegenwärtig das sächsische Element im Volke weit vorherrscht. Die gründlichsten der hier einschlagenden Untersuchungen bietet beiläufig das Visbeck'sche Buch.

Zu welcher Zeit diese Marsch zuerst mit einem Deich umzogen wurde, weiß man nicht; sie muß auch sehr weit zurück liegen. Wurten sieht man hier äußerst wenige; entweder sind sie, im Laufe vieler Jahrhunderte, allmälig gänzlich geebnet worden, oder es lagen die meisten — und dies ist das Glaublichste — auf den von den Fluthen verschlungenen Landstrichen.

Die Bevölkerung muß schon früh ziemlich stark gewesen sein; denn bereits im vierzehnten Jahrhundert wurde ein Bethaus (Oratorium) zu Sandstedt erbaut. Noch früher ging man zur Kirche nach Bramstedt (auf der Geest, östlich von Hagen), die unstreitig das erste kirchliche Gebäude der ganzen Umgegend ist.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

im vorigen Jahrhundert mehr und mehr zurück. Der Gegensatz, in dem ihre osterstader plattdeutsche Zunge und ihre ganze derbe Statur mit der geschniegelten Noblesse des halb französisch parlirenden bremischen Adels stand, von welchem sie, trotz ihres uralten Adels, über die Schulter angesehen und „Bohnenjunker“ genannt wurden, mochte allerdings wenig geeignet sein, ein gesellschaftliches Behagen aufkommen zu lassen. Später sind fast sämmtliche osterstader Junkerfamilien ausgestorben und ihre Höfe gegenwärtig in bäuerlichen Händen.

In allen hannöverischen Wesermarschen sind die Höfe nicht abgeschlossen, sondern überall herrscht die freieste Theilbarkeit des Grundeigenthums, und schwerlich würde man sich dieses liebgewordene Recht ohne den größten Widerstand rauben lassen.

Die bittern Klagen der Nationalökonomen und Socialpolitiker über das Verderbliche dieser Einrichtung mögen hinsichtlich anderer Gegenden immerhin begründet und gerechtfertigt sein, in Bezug auf unsere Marschen sind sie es nicht, denn es ist der Bevölkerung noch kein Nachtheil daraus erwachsen; im Gegentheile haben sich die Verhältnisse in den hannöverischen Marschen mitunter ungleich günstiger gestaltet, als in anderen mit geschlossenen Höfen.

In schlechten Jahren, wie sie z. B. auf die französische Zeit folgten, kamen anderwärts viele wackere Bauern zu Fall, und die schönsten Höfe mußten zu einem wahren Spottpreise verschleudert werden, während sich in den hannöverischen Marschen verschuldete Bauern durch den Verkauf einzelner Hämme auf leichte Weise wieder emporhalfen und im Besitz ihres Hofes blieben. Ueberdies ist manch' tüchtiger Handwerker, der sich durch Verdienst seiner Hände ein Capital erworben, durch den nun möglichen Ankauf einzelner Grundstücke nach und nach zum wirklichen Bauer und Hausmann emporgestiegen, und sind deshalb die Landpreise hier niemals so niedrig gewesen, als da, wo dem Grundbesitzer die Hände gebunden waren. Vieles Land ist durch das freie Verkaufsrecht freilich in die Hände weit entfernt wohnender Eigenthümer gekommen;

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Aber sowie nur im Winter der erste ernstliche Frost eintritt, der den weichen Sumpfboden härtet und säubert, wimmeln alle Ufer und Platen von Hunderten rühriger Arbeiter, und das rüstigste Leben und Treiben folgt nun auf die eben beschriebene Stille und Verlassenheit.

Das Ried (plattdeutsch Reid) läßt mit dem ersten Froste seine Blätter fallen und zeigt dann seine abgestorbenen, harten, blaßgelben Halme mit ihren braunen Federbüschen. Man schneidet es mit kurzklingiger Sense, bindet es zusammen und trägt oder fährt es nach Hause. Die eigentliche Ernte dauert meistens nur wenige Tage, hernach ist das weite Ufer wieder so öde und menschenleer wie vorher. Der Ertrag der Ernte wird daheim vom welken Laube, von zerbrochenen Halmen, Rohrkolben und Binsen gereinigt, in kleinere Bunde getheilt und bis zum Verkaufe in hohe runde Schober gelegt.

Zum Dachdecken liefert dieses Rohr ein viel dauerhafteres Material als das Stroh. In Osterstade, Wührden, im Stad- und Stedingerlande sind auch fast alle Häuser damit gedeckt, und eine Menge Rohr geht nach der nahen Geest und selbst nach der Umgegend von Bremen. Hundert (ein Fiemen) solcher Bunde, die eine Elle im Umfange haben müssen, kosten gewöhnlich einen bis zwei Thaler. — Und so bildet denn dieses Schilf, das nur zu schneiden und zu reinigen ist, eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle für die Marschen.

Eins steht fest: in politischer Hinsicht ist der Osterstader von den Marschbewohnern wohl der allerzahmste, der allergleichgültigste, der allerloyalste. Sein ganz entschiedenes Vorurtheil gegen alles Neue und sein gänzlicher Mangel an stolzem Selbstgefühl, an Thatkraft, Gemeinsinn und Freiheitsdrang stellen ihn in dieser Beziehung unter allen Marschbewohnern auf die niedrigste Stufe. Es scheint förmlich, als ob seit jener furchtbaren Niederlage des dreizehnten Jahrhunderts den Osterstadern mit ihrer Freiheit auch all jenes

Digitized by Google

image
not
available

der Eine; „Ja wöllt sehn wat't deit" (wollen sehen was es thut), erwiedert dann gewöhnlich der Andere.

In Osterstade gibt es keine einsamen Gehöfte, die ihre zusammenhängenden Ländereien rund um sich her liegen haben, wie das in anderen Marschen oft der Fall ist. Der Osterstader zieht es vor, in Dörfern zu wohnen, welche höchstens eine halbe Stunde auseinander liegen. Seine Aecker und Weiden aber sind in der ganzen Feldmark zerstreut.

Ein stattliches osterstader Hausmannsgehöft ist auf den ersten Blick zu erkennen. Betreten wir zuerst den gepflasterten ansehnlichen Hof vor dem Wohnhause, der von allerlei Federvieh wimmelt. Im Vordergrunde, mit Sorgfalt zusammengelegt, erhebt sich der viereckige, schräg aufsteigende, mächtige Düngerhaufen; rechts und links stehen die Scheunen, die Wagenremise und der Schweinstall (im Winter hohe, runde Getreideschober davor); im Hintergrunde die Fronte des ansehnlichen Wohnhauses.

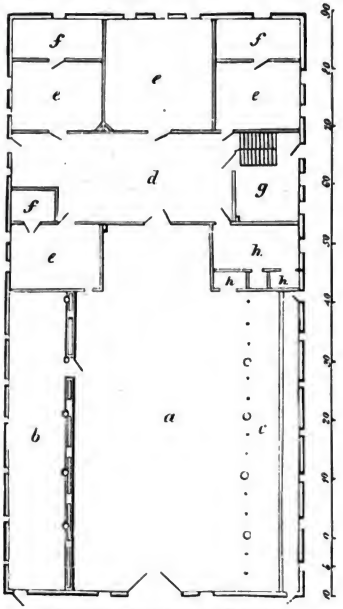
Das letztere selbst ist ohne Stockwerk und mit Rohr, selten mit Ziegeln gedeckt. Seine starke Mauern sind massiv von rothen Backsteinen aufgeführt, ohne Anwurf oder Tünche, dagegen aber die Fugen sauber eingestrichen. In früherer Zeit waren alle Häuser nach niedersächsischer Weise aus Fachwerk aufgeführt. Jetzt wird kein einziges mehr so gebaut. Die Fronte, deren oberstes Giebeldreieck ein kleiner Dachwalm deckt, hat drei Thüren, nämlich in der Mitte ein großes Doppelthor und zu beiden Seiten eine kleine, die zum Kuh- und Pferdestall führt.

Alle sind mit einem sehr gedrückten Rundbogen überwölbt. Derselbe zeigt in der mittlern großen Hausthüre — charakteristisch genug — fünf eingefugte Sandsteine, welche, um gegen die rothe Mauer recht hervorzustechen, eine weiße Tünche erhalten. Ueber dem obern keilförmigen Schlußsteine ist noch ein viereckiger, größerer eingelassen, welcher die Namen des Erbauers und seiner Ehefrau, sowie einen Bibelvers oder einen andern frommen Wahl-

Digitized by Google

image
not
available

verbunden und sauber mit Steinen oder Fliesen ausgelegt ist. Hier nun stehen die mächtigen, glänzend gebohnten Kleiderschränke nebst den gefüllten Leinenkoffern mit blankem Messingbeschlag;



Osterstader Bauernhaus im Grundriß.

ringsum sind Thüren zu den verschiedenen Zimmern, Kammern und zur Küche, und über diesem Vorplatze befindet sich endlich der eigentliche Kornboden für das gereinigte Getreide. Die Wohnzimmer sind durchgehends sehr einfach, oft wirklich kahl zu nennen und nur die Fremdenstube, meistens die größte im Hause, ist mit einigem Luxus ausgestattet. Die pomphafte Eleganz des üppigen Hadlers findet sich fast nirgends.

Auch der hinter dem Hause befindliche, mit einem breiten

image
not
available

Streifen und Flammen, und endlich aus einem weißen Abendmahlstuch. Außerdem tragen Frauen niedern Standes noch eine äußerst praktische Kopfbedeckung, die in diesem Jahrhundert stromaufwärts bis nach Bremen und weiter gedrungen ist. Sie wird Kragenkappe genannt und ist nachweislich altfriesischen Ursprungs. Beides zeigt hier die Abbildung — und damit die einzig hier übrig gebliebenen Reste alter Tracht.

Frauentrachten in Osterstade.

Den männlichen Osterstader charakterisirt vornehmlich der unumgängliche Klubenstock. Er bedient sich desselben bei seinen Feldgängen, um damit über die Gräben, Flethe und Wasserzuchten zu setzen, die überall die Feldmark durchschneiden. Dieser Stock besteht aus einer 10 Fuß und darüber langen Stange, meistens aus zähem Eschenholz, an deren einem Ende eine kurze, stumpfe, eiserne Gabel angebracht ist, um das Einsinken desselben zu verhüten, wenn man ihn zum Sprunge auf das weiche Ufer oder in den Graben selbst stellt. Durch die umstehend beigefügte

Digitized by Google

image
not
available

und einem tüchtigen Stücke Rauchfleisch. Ein Tanz, auf welchen dann und wann noch der alte Siebensprung aufgeführt wird, beschließt den Tag. — Uebrigens ist noch an dieser Stelle zu bemerken, daß wir sicherlich in jenem Högen (von Höhen) den Rest einer uralten germanischen Sitte zu erblicken haben. Erzählen doch schon römische Schriftsteller, daß die alten Deutschen, wenn sie ihre Fürsten und Häuptlinge erwählt hätten, dieselben stets auf einen Schild stelleten und sie dann unter Beifallsgeschrei in die Höhe höben. —

Aber selbst diese geringen Reste eigenthümlicher Volksbelustigungen scheinen von Jahr zu Jahr an Boden zu verlieren und werden sicherlich mit der nächsten Generation ganz verschwinden. Schon jetzt hört man überall alte Leute davon reden, daß es doch einst in Osterstade ganz anders gewesen und heutzutage gar keine echte Lebenslust mehr im Volke sei. Früher habe man's für keine ordentliche Osterstader Hausmannshochzeit gelten lassen, wenn nicht 4—500 Gäste geladen waren, wenn sie nicht drei volle Tage dauerte und wenn nicht zu jedem dieser Tage ein fetter Ochse geschlachtet und den Spielleuten für manchen Tanz ein preußischer Thaler auf den Teller geworfen wurde. In der Südmarsch durfte damals auch keine anständige Hochzeit ohne eine tüchtige Prügelei vorübergehen, auf die man sich schon lange vorher freute, vorbereitete, Parthei anwarb und passende Knüppel aussuchte.

Zur Zeit ist man ruhiger, zahmer, sittsamer. Man hält zwar noch Hochzeiten mit 500 Gästen, aber nur eintägige; dafür ist jedoch in den meisten Häusern der Comfort des täglichen Lebens gestiegen, — ein Umstand, der nur zu Gunsten der neuen Zeit im Gegensatz zur „guten alten" sprechen kann.

Die großen Hochzeiten gibt der Osterstader nicht, um seine Wohlhabenheit zu zeigen, oder damit sich recht Viele des Tages freuen sollen, sondern er gibt sie, weil es einmal so Sitte ist und seinem Stande als Hausmann zukömmt; denn von den kleinen sagt er verächtlich: es ist ja nur eine Kötherhochzeit.

image
not
available

fernt, noch einmal still gebetet, — und dann erst wird der Sarg, dem alle Männer zur Bestattung folgen, aufgehoben und fortgetragen. —

Eine Grabrede auf dem Kirchhof ist nicht Sitte; man geht einmal in Procession um die Kirche, senkt den Sarg ein und verrichtet schließlich abermals ein stilles Gebet.

Das Amen dieses Gebetes aber ist das Signal zur eilenden Rückkehr in's Trauerhaus, wo schon auf allen Tischen Massen von Kuchen und lange Reihen von Weinflaschen, dazwischen Thonpfeifen, Teller mit Tabak, Fidibus und Cigarren die Gäste erwarten, und wo nun der zweite Theil des Tages, der eigentliche Leichenschmaus, seinen Anfang nimmt. Herrschte vorher die größte Stille im Hause, wurde nur geflüstert und leise aufgetreten, so ist jetzt mit einem Male jeder Zwang entfernt. Alles athmet auf, man ißt und trinkt nach Herzenslust, man paßt dermaßen drauf los, daß man vor Tabaksdampf kaum drei Schritte weit sieht. Alle Zungen sind gelöst, man schwatzt und scherzt, lacht und trinkt durcheinander, klingt sogar mit den Gläsern an und die Gemüthlichkeit steigt mit jeder Stunde. Und warum, sagte bei solchen Gelegenheiten stets ein alter osterstader Prediger, sollten wir uns auch nicht freuen als gute Christen? ist doch auch unser verstorbener Mitbruder da oben mit den lieben Engelein gewiß recht fröhlich jetzt.

Das Unpassende solcher Leichenschmäuse, die ehemals noch viel großartiger waren, fällt Wenigen ein. Gab es doch Hausfrauen, die in ihrer Sterbestunde auf's Genaueste alle Anordnungen dazu machten und ausdrücklich bestimmten, welche Stücke Rauchfleisch ihres Vorraths man zum „Kleiden" kochen könne, welchen Schinken zum „in's Holz legen", was man beim Kuchenbacken beobachten solle u. s. w. — Ließ selbst eine wackere Hausfrau, als sie die Nähe des Todes fühlte, sogar schon den Topf an's Feuer setzen. Nun erst konnte sie ruhig sterben.

Noch jetzt besteht ein merkbarer Unterschied im Wesen der Nord-

Digitized by Google

image
not
available

nicht einmal eine Quadratmeile und trägt ganz den Charakter der Marsch von Osterstade.

Sie hat denselben schweren Boden, dieselbe Beschäftigungsweise der Bewohner, dieselbe Bauart der Häuser und bietet ganz wie Osterstade den Anblick einer mächtigen grünen Weidenebene, die mit bunten Rinderschaaren besäet und dann und wann durch ein stattliches umbuschtes Dorf unterbrochen ist.

Fast Alles, was von Osterstade gesagt ist, gilt darum auch von dieser Marsch, nur daß hier das Friesische im Gesichtstypus, im Charakter und in den Namen der Bewohner schon ungleich mehr und merklicher hervortritt und den Wührder schon bedeutend derber, selbstständiger und entschlossener auftreten läßt als seinen südlichen Nachbar.

Der alte lateinische Name des Landes, wie er in den Chroniken und alten Actenstücken vorkommt, ist Terra Wordensis, auch Wurdena oder Worda*), was Alles ohne Zweifel mit dem Worte „Wurth" zusammenhängt, wovon ja auch der Name des Landes Wursten abstammt.

Wie lange Wührden seine republikanische Freiheit behauptete, ist geschichtlich dunkel, auch weiß man nichts von Kämpfen mit den bremischen Bischöfen. Im zwölften Jahrhundert finden wir es zur Grafschaft Stotel gehörig und im Jahre 1218 kommt es durch die Heirath einer Gräfin Kunigunde von Stotel mit dem Grafen Burghart von Oldenburg als Morgengabe an den letztern.

Man liest ferner, daß die alten Wührder verwegene Piraten gewesen und den Bremern manchen Schabernack angethan hätten, wofür sie denn auch mitunter streng gezüchtigt worden seien. Zweimal wurde das Land an den Bischof von Bremen verschachert. Zuerst versetzte Graf Johann XI., der durch seine Pferde- und Hundeliebhaberei heruntergekommen war, das ganze Land um einen

*) Daher wäre es auch richtiger, Würden anstatt Wührden zu schreiben, gleichwie man auch in letzter Zeit vernünftigerweise anfängt, bei den Wörtern Jade und Butjadingen das h (Jahde) fortzulassen.

Digitized by Google

image
not
available

Jahre ihre Landesversammlungen und Volksgerichte ab, bei denen wie dort der Graf von Stotel den Vorsitz hatte. —

Aus einem alten „Saalbuch" (Erb- oder Landbuch) vom Jahre 1428, welches noch existirt, ersehen wir, daß die Landesbewohner an solchen Versammlungstagen den Richtern sämmtliche Speisebedürfnisse zu beschaffen hatten, mit Ausnahme des Biers, Brodes und Salzes, wofür sie seltsamer Weise selbst sorgen mußten.

„Item so mogen de Herrn twi in em Jahre richte holde in dem Lande, dat ene by grase, dat andre by stro*) und dar solt se mit sick bringen beer unde brot unde solt. Was en ander behof is to spise, dat moten em besorgen de belenden**) lüde und dat land. Unde wan de herren of ere amtlüde dar richte holden, so solen se em rumen de kerken" u. s. w. —

Belagerungen hat diese Kirche nie erlitten, aber schon oft haben die Wogen ihr Gemäuer gepeitscht. Jammerschade, daß sie ganz den altfriesischen Charakter verloren; nur der Thurm schaut noch in alter trotziger Ruhe, breitspurig und gestemmt dastehend, über den Deich, als ob seine mächtige Steinbrust es mit einem ganzen Meere aufnehmen wollte.

Der alte Grafensitz Stotel, ein ansehnliches Dorf, liegt anderthalb Stunden in's Land hinein auf dem Rande der Geest, die hier ohne den kleinsten Moorstrich schroff und unmittelbar in die schwerste Marsch abfällt. Im Jahre 1350 erlosch das Grafengeschlecht, seine Burg ward abgebrochen und jede Spur desselben ist nun von der Erde verschwunden.

Stotel war eine der drei von Karl dem Großen zum Schutz seiner nordwestlichen Reichsgrenze gestifteten Grafschaften und mochte namentlich zum Hüter der Wurstfriesen ersehen sein, denn sie um-

---

*) by grase, d. h. im Sommer; by stro, im Winter.

**) belenden lüde, die mit dem Geschworenenamte belehnt waren. Belehnter heißt noch jetzt der eine Ortsvorsteher in den Dörfern in Nordosterstade, während der andere Vogt genannt wird.

Digitized by Google

image
not
available

und von den Bischöfen Nicolaus und Balduin wieder unterjocht wurden.

Alle Kirchen des Landes sind alt, von dickem Backsteingemäuer, das hie und da von cyklopischen Granitblöcken unterstützt wird, und weisen fast sämmtlich wenigstens bis in's vierzehnte Jahrhundert zurück.

Vor der alten Kirche zu Wulsdorf liegt ein mäßiger, künstlich aufgeworfener Hügel, der „Jedutenberg“ genannt. Hier haben wir wahrscheinlich eine der wenigen Spuren friesischer Heidenzeit. Nach einigen Geschichtsschreibern war hier nämlich der Sitz eines Jedutencultus, von dessen Gottheit wir indessen nicht viel mehr als den Namen wissen. Dieser aber hat sich seltsamerweise bis in's vorige Jahrhundert auf's Lebendigste im Munde der Leute erhalten. Noch vor nicht langer Zeit hörte man von alten Bieländern, als Ausdruck der Verwunderung und des plötzlichen Erstaunens: O de Jedute! oder auch kurzweg: O Jedut! rufen, gleichwie unser christliches Herrje! und Mein Gott! Ein anderer Ausruf lautete: O de Wed und de Wod! — unzweifelhaft zusammengesetzt aus den Namen der friesischen Gottheiten Weda und Woda, von denen der alte Chronist Heimreich redet. Außer den obengenannten gibt es auch noch bei Lehe und dem nahen Dorfe Langen ähnliche „Jedutenhügel“, — und endlich weiß man, daß der Ruf Jedut oder Jodut ein altes Feldgeschrei der Bremer und Friesen war.

Später diente der zu Wulsdorf liegende Hügel, da man von ihm einen weiten Blick nach der Wesermündung hat, als Piratenwarte, und dies gab dann zu der häufig herrschenden, durchaus irrthümlichen und unsinnigen Meinung Anlaß, es hätten sich die Seeräuber den Namen „Jeduten“ gegeben.

Das Bieland ist die Uebergangsregion von der Fluß- zur Meerstrandsflora. Während im Süden, auf dem Wulsdorfer Außendeiche, alljährlich noch Tausende Fiemen (100 Bund) sehr feines Ried geerntet werden, ist auf den Geesterdorfer Groden

Digitized by Google

image
not
available

gend ist, hört das linke Weserufer auf, mit dem rechten parallel zu laufen. Es wendet sich hier auf einmal in nordwestlicher Richtung abwärts und der Strom fluthet in einer wahrhaft imposanten Breite zum Meer. Eine große Strecke desselben ist schon reiner Meereshorizont, und auch die Küste des Butjahdingerlandes erscheint nur als ein kleiner bläulicher Streifen.

Geestemünde, gerade in dem äußersten Winkel gebaut, den der Zusammenfluß der Weser und Geeste bilden, hat eine für Handel und Schifffahrt ausgezeichnet treffliche Lage. Dennoch wollte der Ort nicht so recht aufblühen. Zwar hat die hannöverische Regierung das Ufer der Geeste durch ein tüchtiges Bollwerk zum Anlegen der Seeschiffe in einen Quai verwandelt und Geestemünde zu einem Freihafen erklärt. Demohngeachtet löschen und überwintern nur sehr wenige Schiffe hier, denn die Capitäne und Rheder fürchten mit Recht einen Ankerplatz, der, wie dieser, Fluthen und Eisgängen ausgesetzt ist. So ist es denn natürlich, daß der Verkehr durchgängig ein nur wenig belebter sein kann; wenn auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine auffallende Menge Häuser entstand — man forcirte förmlich das Bauen —, so machen doch die breiten stillen Straßen, die großen wüsten Plätze, überhaupt das Kahle, Lückenhafte und Todte des Orts noch einen höchst unbehaglichen Eindruck. Hier und dort erheben sich zwar einzelne stattliche Gebäude, die meisten sind aber kleine einstöckige, krämerhafte Giebelhäuser. Erst im Besitz eines gegen alle Fluthen gesicherten Hafenbassins, dessen Bau man endlich in Angriff nimmt, und nach Vollendung der heiß ersehnten Eisenbahn kann Geestemünde wahrhaft aufblühen und jene glänzenden Hoffnungen erfüllen, zu denen seine Gründer und Bewohner wohl berechtigt sein mögen.

2. Ein deutsches Hafenbild.

Der Contrast des stillen Geestemünde mit dem rührigen lebhaften Bremerhafen ist um so größer und auffallender, als beide Orte — nur durch den kleinen Geestefluß getrennt — einander

Digitized by Google

image
not
available

seinem Buche, „das ist das traurige Schicksal eines Platzes, der zu großen Dingen bestimmt war.“ Dann schließt er seinen Bericht von der Zerstörung dieser paar Erdwälle mit einem pathetischen „Sic transit gloria mundi!“ —

Hundertundzehn Jahre später, nämlich 1827, ließ Bremen unter Leitung holländischer Techniker an diesem zu großen Dingen bestimmten Platze den Hafen anlegen. Der Ort hob sich unglaublich rasch, schon nach wenigen Jahren standen ganze Straßen. 1853 wurde Bremerhafen zur Stadt erklärt und hat jetzt nach letzter Zählung bereits nahe an 6000 Einwohner. — Immer auffälliger tritt der städtische Charakter hervor; die kleinen Giebelhäuser, aus denen anfangs fast der ganze Ort bestand, werden nicht nur nicht mehr gebaut, sondern sogar zum Theil wieder eingerissen, und mit bewundernswerther Schnelligkeit erhebt sich dafür ein hohes stattliches Gebäude neben dem andern, namentlich nach Norden zu, wohin sich der Ort am meisten ausdehnt.

Zu beiden Seiten der Chaussee, welche in dieser Richtung nach dem dreiviertel Stunden entfernten hannöverischen Flecken Lehe führt (dem Sitz eines Obergerichts), erhebt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit Haus an Haus, so daß die Zeit der Verbindung beider Orte durch eine einzige Häuserstraße nicht mehr fern sein dürfte.

Jeder Fremde, namentlich der Binnenländer, wird den Hafenanlagen seine besondere Aufmerksamkeit widmen, und so wollen denn auch wir nicht achtlos vorübergehen.

Vor uns liegen zwei sichere treffliche Docks oder Bassins, zur Aufnahme der Schiffe bestimmt. Das ältere, südliche, ist das längste; ungleich mächtiger und breiter ist aber der neue, nördlich gelegene Hafen. Feste Molo's mit weit leuchtenden Laternen auf ihrer Spitze sichern das Einlaufen der Schiffe bei Sturm- und Wogendrang. Das alte Bassin mündet südlich vom hannöverischen Fort William und bildet im schützenden Rücken desselben einen Winkel. Es hat vier mächtige aus Bohlen und Balken zusammen-

Digitized by Google

image
not
available

den — und nun schießt durch die wachsende Oeffnung ein immer breiter und wilder werdender brausender Schaumstrahl; es entsteht ein seltsames Wogen und Wallen im Bassin, die Schiffe beginnen hin und her zu schwanken, sich zu senken und wieder zu heben; hier und dort stoßen vielleicht zwei mit dumpfem Krachen aneinander; — endlich sind beide Thorflügel gänzlich aufgesperrt und die hoch aufgestaute Wassermenge, die bisher mit ungeheurem Drucke davor lag, schießt nun entfesselt in rasender Schnelligkeit donnernd in's Freie, mit ihren schneeweißen Schaummassen den ganzen Vorhafen füllend, ja dieselben noch weit in den Fluß hinabjagend, während es drinnen heftiger und heftiger strömt und alle Schiffe immer stärker, immer gewaltiger an ihren Tauen und Ankerketten zerren und reißen.

So geht es wohl eine Viertelstunde. — Alsdann nähert sich das Binnenwasser immer mehr dem Flußniveau; schwächer und schwächer wird die Strömung und das Schwanken der Schiffe hört allmälig auf; ehe noch alles Wasser verlaufen, schließen sich rasch die Thüren — und die vorige Ruhe ist wiedergekehrt.

Auf solche Weise werden bedeutende Massen vorher losgerührten Schlammes mit leichter Mühe hinausgespült. Das Ganze gewährt Fremden ein eben so neues als großartiges, ja überwältigendes Schauspiel; namentlich macht jenes furchtbare Schwanken der Schiffe und das gewaltige Reißen an ihren Ketten einen beängstigenden, oft peinlichen Eindruck auf den Zuschauer.

Bremerhafen ist sehr regelmäßig angelegt, besitzt breite, reinliche Straßen und einen geräumigen Marktplatz. Zwar herrschen noch im Allgemeinen jene oben erwähnten kleinen, flüchtig gebauten und mit ihrem Giebel der Straße zugewandten Krämerhäuser vor, doch sieht man auch schon eine Menge großer, umfangreicher Gebäude. Leider sind nur sehr wenige dieser letzteren von architektonischem Werth; die meisten tragen entweder einen völlig nüchternen und durchaus kunstlosen Charakter, oder aber sie bezeugen

Digitized by Google

image
not
available

Dort wandeln im ruhigen Gespräch zwei alte Capitäne. Aus ihrem ganzen Wesen spricht Kraft und Energie und seltsam contrastirt die schneeweise Wäsche ihres momentanen „Landrattenlebens“ mit ihren wetterbraunen, markirten Gesichtern, denen eine Lebensgeschichte voll Sturm, Ungemach und Gefahr mit tiefen Zügen eingegraben ist. Treten wir einmal lauschend hinter sie. Ob sie wohl von fernen Zonen reden, von Tropengluth und Meergebraus, von grausigem Schiffbruch und peinvoller Windstille, von Palmen und Bananengrün, von kokosumgrünten Coralleninseln der Südsee, von fernen fremden Menschen, vom gelben zopfigen Chinesen, vom schönen stillen Hindu oder vom schlauen, großäugigen Malayen? —

Lauschen und lauschen wir so lange es uns behagt — wir dürfen sicher sein, sie eher von allem möglichen Andern als von solchen Dingen reden zu hören. — Aber weiter. Dort sieht man geschäftige Spediteure und Commis Notizbücher in der Hand am Krahne stehen und allerlei Waaren empfangen; an eine Tabakstonne gelehnt, räkelt sich ein wollköpfiger Neger als lebendig gewordenes Schild eines Tabaksladens; dort erblicken wir ehrliche, blauäugige Schwedengesichter, und wenig Schritte weiter, im völligen Gegensatz zu letzteren, einige Söhne Andalusiens, dunkelfarbig wie Erz, mit scharfgeschnittenen, trotzigen, fast wilden Zügen und schwarzem Krausbarte. Das sind sie, deren Väter einst jubelnd Guanahanis Küste begrüßten und eine neue Welt aufschlossen, die unter Kortez' Fahnen in Mexiko einzogen, und als des rohen Pizarro wilde Schaaren dem alten Inkareiche Peru ein Ende machten. Es ist nicht gut mit ihnen anzubinden; sie tragen lange, scharfe Messer im Aermel und wissen sie zu werfen. — Aber da kommen englische Theerjacken, echte Seemannsgestalten, die ordentlich ihre Ehre darin suchen, recht schwarz und schmierig, angeraucht und ölgetränkt zu erscheinen; in Gang und Mienen sind sie verwogen und wegwerfend; man ahnt es gleich, das sind Söhne eines stolzen meerbeherrschenden Volkes. In einigen Stücken ihnen ähnlich und doch wieder im Ganzen durchaus anders sind die schlanken Yan-

Digitized by Google

image
not
available

Der Jugendunterricht des Wesermatrosen war ein hochdeutscher, — die Sprache seines täglichen Lebens blieb die plattdeutsche. Somit liest, schreibt und singt er — hochdeutsch, denkt aber — plattdeutsch.

Ein solcher Zwiespalt hindert auf's Entschiedenste die Gestaltung des Gefühls zum Liede. So weit die plattdeutsche Mundart herrscht, lebt kaum ein einziges plattdeutsches Lied im Munde des Volkes. Dazu kommt die Eigenthümlichkeit des Stammes, von dem es mit Recht heißt: „Frisia non cantat", das bedeutet: der Friese singt wohl mit dem Munde, aber nicht aus und mit dem Herzen. — So haben wir denn die prächtigsten und lustigsten deutschen Handwerksburschen- und Studentenlieder, die frischesten Soldatenlieder, die fröhlichsten Jagdklänge voll echter deutscher Waldlust, Volksweisen aus der Bauernhütte, die einfach, tief, innig und unvermittelt dem frischen Borne des Volksherzens entquollen sind — und nur allein der deutsche Seemann hat äußerst wenige, die im Naturlaut der Empfindung die Sprache seines Herzens reden, denselben Ton anschlagen, der ihm im Gemüthe klingt.

Indeß unserm deutschen Seeleben steht sicherlich in kurzer Zeit eine bedeutsame Entwickelung bevor; neue Elemente, neue Ideen, neue Erscheinungen treten auf, und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden wir einen durchaus neuen und herrlichen Aufschwung desselben begrüßen können.

Wenn nämlich bis jetzt fast ausschließlich nur Norddeutsche, insbesondere nur die Nachbaren der Küsten auf unserer Handelsflotte Dienst nahmen und unter diesen wiederum fast nur Söhne und Verwandte älterer Seeleute, wenn die Meisten ohne höhere Schulbildung, nur mit den gewöhnlichen Realkenntnissen ausgestattet waren, — schien es in den letzten Jahren, hauptsächlich nach 1848, als ob eine völlig andere Generation aufgekommen wäre. Junge Pfälzer, Schwaben und Rheinländer, Sachsen und Preußen, echte Landratten, die kaum vom Meere einen Begriff hatten, sehen wir zahlreich zur See eilen; Jünglinge mit den ge-

Digitized by Google

image
not
available

Es ist dann ringsum still und feierlich und nur der Glockenklang vermischt sich mit dem leisen eigenthümlichen Windsgesäusel im Tauwerk. Die Matrosen erscheinen in feiner, blauer Tuchjacke, jedes Schiffsdeck ist sauber gewaschen und gespült, aber keines so rein, hell und freundlich als das der Bremer Schiffe; keines auch stets so in Farbe gehalten und von so freundlichem Aeußeren. Die englischen Schiffe dagegen haben meist ein schwarzes, wahrhaft unheimliches Aussehen. — Ueberall aber belebt ein bunter, wallender Flaggenschmuck das Tauwerk.

Nach der weiß und roth gestreiften Bremerflagge erscheint das Sternenbanner der Union am häufigsten, denn mit keinem Lande ist Bremens Verkehr lebendiger als mit Nordamerika. Seltener die Tricolore von England, Hannover, Frankreich, Belgien, Holland, Preußen und Spanien. Dann und wann — zumeist an Festtagen — läßt auch wohl ein junger Capitän die schöne Flagge Deutschlands vom Topp wehen.

Zwischen dem Matrosengewimmel fesseln vornehmlich die deutschen Auswanderer unsere Blicke. Zu allen Stunden des Tages sieht man sie mit Weibern und Kindern in zahlreichen Gruppen am Hafen, meistens müßig schlendernd und gaffend, oder auf Kisten und Ballen gelagert und dem ganzen Hafengetriebe einen eigenen Charakter verleihend.

Niedersachsen, Hessen und Franken bilden die größere Menge derselben; mitunter erscheinen auch Böhmen, Mähren, Pfälzer und Schwaben, so daß man doch manche interessante Volkstracht erblickt, namentlich bei den Frauen, unter denen die kleinen, spitzen und hinten mit schwarzen Flatterbändern behängten hessischen Mützen, die rothen Kopftücher, die weißen Hemdärmel und hellgrünen Röcke der fränkischen Frauen am meisten hervorstechen. — Die Männer, namentlich die jüngeren, sind oft abenteuerlich und phantastisch gekleidet. Sie wollen, wie es scheint, ein gewisses Bewußtsein der Unabhängigkeit, der Losgebundenheit von Zucht und Sitte zur Schau tragen und sich im rücksichtslosen Behagen ihrer Individualität

Digitized by Google

image
not
available

Tage im Vaterlande durch das wohlthuende Gefühl der humanſten Aufnahme und der redlichſten Behandlung zu verſüßen. Einem ſo edeln und zugleich praktiſchen Unternehmen konnten die nöthigen Geldunterſtützungen der Bremiſchen Kaufleute und Rheder nicht fehlen. Im Umſehen waren die Actien vergriffen; der bremer Architekt Heinrich Müller erhielt den Bau und ſchuf in fabelhaft kurzer Friſt ein Werk, das eben ſo ſehr durch ſeine Größe und Schönheit ſeiner architektoniſchen Verhältniſſe das Auge des Beſchauers feſſelt, wie es durch ſeine treffliche Conſtruction und ſeine praktiſche Einrichtung den Sachverſtändigen zur Bewunderung hinreißt. —

Das Gebäude, leider nicht am Hafen, ſondern etwas zurückliegend, umgibt von drei Seiten einen inneren Hof, vor welchem ſich nach der Straße zu eine innen offene Pfeilerhalle mit gewölbtem Thorweg herzieht. Es iſt im florentiner Style gehalten, einfach und impoſant. Das Material iſt rother Backſtein, wie die Gegend ihn liefert; ſeine tiefe, geſättigte Farbe macht mit dem Gelb der Frieſe, der Geſimſe und Schutzbögen der Fenſter, welche alle aus den eigenthümlichen flensburger Steinen beſtehen, und gehoben durch das Dunkel des grauen Daches aus Schmorziegeln, eine vortreffliche Wirkung. Die der Straße zugewendeten Endgiebel der beiden Flügel haben vier gekuppelte große Fenſter und ſchließen oben nach mittelalterlicher Weiſe in drei Abſätzen. Dieſe letzteren erſcheinen leider etwas gedrückt — wohl der einzige Tadel, den das Bauwerk in architektoniſcher Beziehung treffen kann, und dem man leicht hätte ausweichen können, wenn noch ein vierter Abſatz angebracht worden wäre. Um ſo ſchlanker erhebt ſich dagegen auf dem Hauptgebäude der zinnengekrönte Glockenthurm, von dem an Feſttagen eine mächtige, ſchwarzrothgoldene Fahne weht, die kaum eine bedeutſamere Stelle finden konnte als auf dieſer Vereinigungshalle aller deutſchen Stämme. Auch die Vorhalle iſt von ſchönen Verhältniſſen und das ganze Bauwerk hat bei der größten Einfachheit und jedem

Digitized by Google

image
not
available

Die Mitte des Hauptgebäudes endlich enthält gerade unter dem Thurme, dem Eingangsthore gegenüber, eine Kapelle, die 400 Menschen fassen kann und in welcher Sonntags Gottesdienst gehalten wird.

Doch es würde zu weit führen, alle trefflichen Einrichtungen, die uns auf Schritt und Tritt hier entgegentreten, auch nur aufzuzählen. An Brandunglück ist in diesem Hause kaum zu denken, denn alle Treppen sind ohne Ausnahme von Sandstein, jeder Saal hat seinen durch starke Mauern geschützten Ausgang und fast jedes Zimmer kann vermittelst der großen Wasserreservoirs, die hoch oben unter dem Dache angebracht sind, augenblicklich unter Wasser gesetzt werden. Dabei ist das strenge Reglement für die Wärter, Aufseher und alle Bediensteten des Hauses musterhaft zu nennen; sämmtliche Anordnungen zielen nur auf die Bequemlichkeit und Sicherheit der Auswanderer und besonders erfreulich sind die ungemein billigen Preise. —

Die Speiseordnung des Hauses ist diese: Morgens gibt es Kaffee mit Zwieback, Brod und Butter; Mittags, Schlag 12 Uhr, reichliche Portionen einer kräftigen Erbsen- oder Bohnen-, Kartoffeln-, Graupen oder Reis-Suppe, nebst den Stücken des darin gekochten Fleisches oder geräucherten Specks; sodann zum Abendbrod Thee und Zwieback, Brod und Butter. Für dies Alles, das Logis mitgerechnet, wurde bis in letzter Zeit nicht mehr als 12 Bremer Grote (etwas über 5 Ngr.) bezahlt. Erst in den letzten Theuerungsjahren ist man mit den Preisen um ein Geringes aufgeschlagen. Man denkt auch daran, in der Folge Läden im Gebäude zu errichten, welche Alles, was Auswanderer zur Reise bedürfen: Decken, Matrazen, Kleider, Blechgeschirr ꝛc. zu festen, billigsten Preisen enthalten sollen. Es wäre verdienstlich, damit zu eilen und dann erst hätte man eine Karawanserei im echten Sinne des Wortes geschaffen.

Im Jahre 1852 haben sich 58,000, im folgenden Jahre sogar über 70,000 Deutsche in Bremerhafen eingeschifft und fast

Digitized by Google

image
not
available

engeren Heimath ist ja vorbei und vielleicht vergessen. Ob sie nun auch noch diesen Ort verlassen müssen, kann ihnen gleichgültig sein, und der letzte schmerzvolle Augenblick ist ja noch nicht gekommen. Der erscheint erst, wenn Europa's Küste als schmaler, blauer Nebelstreif in's Meer sinkt und nichts als Luft und Wasser die Dahinziehenden umfängt. Die Schiffer erzählen, daß in diesem Augenblick selten ein Auge trocken bleibt und oft Alle in heftiges Weinen ausbrechen. —

Doch wir sind dem Lauf des Schiffes vorausgeeilt. Es hat eben die Schleuse passirt, deren Thüren sich geschlossen haben, und ist durch den Vorhafen gewunden worden. Die Taue der Winde werden nun abgenommen; das Schiff entfaltet seine Segel; es wendet sich; eine frische Brise schwellt das weiße Linnen und die belebte Rhede hinter sich lassend, schwimmt es in stolzer Majestät den Strom hinab, dem Meere zu. Eine kurze Stunde — und wir suchen es am Horizont vergebens; — der kleine Punkt ist verschwunden! — Fahrt wohl!

Und auch wir nehmen damit Abschied vom Bremerhafen. Haben wir Alles gesehen und genossen: den Charakter der jungen Stadt, ihren Hafen, ihre Werfte, ihr Matrosenleben, haben wir endlich noch den armen Auswanderern zugeschaut bis das Schiff im Nebel der Ferne verschwand — dann ist es Zeit den Ort zu verlassen, der uns nichts Anderes bieten kann.

Das ganze Leben und Streben, welches hier herrscht, wird uns bei längerem Aufenthalte bald genug auf das Widerlichste berühren. Es ist ein ewiges ruheloses Jagen und Hetzen, Rennen und Schnappen nach Geld und wieder Geld: der crasseste Materialismus in Handel, Wandel und Genuß, ein in hohem Grade unerquickliches Treiben, ein gänzlicher Mangel an Sinn und Geschmack für Höheres und Schöneres — mit einem Wort: schon ein halbes Amerika!

So ist es aber nicht nur hier, so ist es an allen solchen Handels- und Hafenplätzen jüngsten Datums und es kann nicht anders

Digitized by Google

image
not
available

er eignet sich daher ungleich mehr zum Ackerbau, obwohl auch im südlichen Theile Viehzucht getrieben wird. Roggen, vornehmlich aber Weizen und Raps baut man ganz wie im Lande Hadeln, und zur Blüthezeit des letztern ist Wursten, vom Deiche aus im Sonnenglanze gesehen, eine wahre Goldflur zu nennen.

Zwischendurch liegen aber eine Menge einzelner Höfe und auf Wurten angelegte Dörfer umhergestreut, aus deren Mitte, auf eigner noch höherer Wurt gebaut, die uralte moosige Granitkirche sich erhebt. An der nördlichsten Spitze des Landes, wo das Hamburger Amt Ritzebüttel beginnt, tritt die Geest dicht an den Fluß; ihre erratischen Steinblöcke verschwinden mit dem Heidekraut und sie geht in echte Dünenbildung über, deren gelbliche Sandhügel den Deich ersetzen, welcher hier aufhört, um erst ein paar Stunden weiter an der Elbe wieder zu beginnen.

2. Das Volk und seine Geschichte.

Das Volk dieses Küstenstrichs hat eine Geschichte gehabt, wie kaum ein anderes der Marschen sich dessen rühmen kann und die ihm das tiefeigenste Gepräge aufdrücken mußte, welches sein Wesen von jeher charakterisirt. Wie kein anderes weit und breit umher hat es gekämpft und gelitten für seine Unabhängigkeit voll Heldenmuth und Ausdauer; wie keines ringsumher so zähe den alten festen Friesensinn, die friesische Sprache und Sitte bewahrt und wie kein anderes, höchstens die Hadler ausgenommen, so viele Rechte und Freiheiten behauptet durch alle wechselnden Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Die ältesten, wenn auch sehr dunklen Nachrichten über das Land Wursten reichen bis in's sechste und siebente Jahrhundert, wo die Einwanderung der Friesen erfolgt sein muß. Es bevölkerte sich bald und zur Zeit Karls des Großen, dessen Heereszüge, obgleich ohne bedeutenden Erfolg, sicher auch diese Gegend berührten, führte es bereits seinen heutigen Namen.

Deiche gab es noch nicht, denn diese wurden erst im zehnten und eilften Jahrhundert angelegt; doch erhoben sich bereits überall

Digitized by Google

image
not
available

von der Unterjochung vorläufig abzustehen, zumal Herzog Heinrich von Braunschweig das Bündniß kündigte und die schwarze Garde vom König Johann und vom Herzog Friedrich von Holstein gegen die Dithmarschen in Sold genommen wurde, wo sie die bekannte große Niederlage erlitt.

Schon bei diesem mißglückten Versuche hatte der Erzbischof Christoph in Bremen durch Hülfstruppen mitgewirkt; bald trat er entschiedener hervor, erklärte: der Kaiser habe ihm das Land zum Lehen gegeben und forderte die Anerkennung seiner Oberherrschaft. Mit Hohn wiesen die Wurster ihn ab, und der Erzbischof rüstete ein bedeutendes Heer, mit dem er 1516 gegen sie zog. Wiederum standen alle Wurster wie Ein Mann unter den Waffen, sogar eine Menge Weiber mischte sich unter ihre begeisterten Schaaren. Am Tage St. Thomä fiel das Bremische Heer in's Land ein und sogleich rückten die Wurster ihm entgegen, unter Anführung einer hohen Jungfrau, die eine Fahne mit dem Bilde des Todes schwang. An der Grenze kam es zu einer blutigen und hartnäckigen Schlacht. Mit unsäglicher Erbitterung fochten die wackern Wurster einen ganzen Tag hindurch; schon kam der Abend und die erzbischöflichen Reihen begannen zu weichen, — da plötzlich fiel die Bremische berittene Reserve den vordringenden Wurstern wüthend in die Flanken, und nun war die Stunde der Bauern gekommen, denn auch das Bremische Fußvolk hatte sich wieder gesammelt und griff von Neuem an. Als die Nacht hereinbrach, lagen achthundert Männer und dreihundert Weiber todt auf dem Schlachtfelde, unter letzteren auch die kühne Jungfrau mit der Todesfahne. Weit und breit überzog man nun das Land mit Sengen und Brennen. Der siegreiche Erzbischof belegte das Volk mit ansehnlichem Tribut, wozu jeder Bauer nach seinem Vermögen beitragen mußte, und erbaute, um sich die Früchte des Sieges für immer zu sichern, beim Dorfe Weddewarden eine Feste, der „Morgenstern" genannt.

Aber nur ein kurzes Jahr duldeten die freiheitsliebenden Friesen

Digitized by Google

image
not
available

versammlung schworen ihm alle Wurster den Eid der Treue und erstürmten kurz darauf unter seinen Fahnen die verhaßte Zwingburg bei Weddewarden, die sie dem Erdboden gleich machten. Alsdann drangen sie in das Erzstift selbst und nahmen am Eigenthum des Erzbischofs Rache für vergangene Schmach. Leider konnte Herzog Magnus den Wurstern keinen nachhaltigen Beistand leisten, da er durch die Eifersucht benachbarter Fürsten, die eine Erweiterung seiner Herrschaft nicht dulden wollten, daran verhindert wurde und seine Schaaren aus Wursten zurückziehen mußte.

Der Erzbischof hatte indessen 8000 Mann Fußvolk und 500 Reiter angeworben und diese fielen im Jahre 1526 unter Anführung des Obersten Hänslein v. Halberstadt wieder plötzlich in's Land ein. Wiederum wehrten sich die Bauern verzweiflungsvoll, erlagen aber bald dieser bewaffneten Uebermacht. Ueber 1000 von ihnen wurden erschlagen, die anderen flohen in's Land Hadeln und das erzbischöfliche Heer begann ungehindert die entsetzlichste Verwüstung des eroberten Gebietes. Die Tradition berichtet, daß im ganzen Lande nicht mehr als sieben Häuser stehen geblieben und nur die Kirchen verschont worden seien.

Das war eine grausige Niederlage, die jedes Volk auf immer gebeugt hätte, — nur keine Friesen!

Vier Jahre später waren die Wurster schon wieder in vollem Aufstande und bereit, das geistliche Joch abzuwerfen.

Das frische Wehen der Reformation war auch bis in die Marschen gedrungen und mußte wohl bei dem freiheitsglühenden, pfaffenfeindlichen Volke derselben die empfänglichsten Herzen finden. Man machte äußerst kurzen Proceß, man sagte einfach zu den Geistlichen: Wollt ihr das lateinische Meßwerk ruhen lassen und deutsch das Wort Gottes predigen, oder lieber fortgejagt werden?" — und alsbald war das ganze Land protestantisch. Der Erzbischof hatte ihnen eine Steuer auferlegt, nach der sie den sechszehnten Pfennig zahlen sollten. Aber die Wurster kehrten sich nicht daran.

Digitized by Google

image
not
available

seitigen Vertrage. Die Wurster zahlten billige Steuern und der Erzbischof ließ ihnen dafür ihre Rechte, ihre innere Verfassung und ihr lutherisches Bekenntniß ungekränkt. Im letzten Jahrhundert des Erzstifts war ungestörter Friede im Lande, worauf es nach der 1648 erfolgten Säcularisirung desselben als ein Theil des Herzogthums Bremen mit diesem an Schweden fiel, dann 1712 von Dänemark erobert ward und endlich 1715 vom letztern, gegen Uebereinkunft, an das Haus Hannover abgetreten wurde.

Das ist die sturmvolle Geschichte Wurstens, welche den echten Friesencharakter in seiner ganzen bewundernswerthen Ausdauer und begeisterten Freiheitsliebe im schönsten Glanze zeigt.

Von hervorragenden Einzelcharakteren aus der Zeit dieser Kämpfe hat die Geschichte, außer jener kühnen Todesjungfrau und den bloßen Namen einiger Bauernführer, leider nichts aufgezeichnet, wie denn überhaupt äußerst wenige Einzelheiten zu unserer Kenntniß gelangt sind und wir nicht einmal die Schauplätze jener blutigen Kämpfe kennen, denn Niemand hat eine Chronik des Landes und Volkes geschrieben.

Die Spuren eines ansässigen Adels finden sich nirgend in dieser Marsch, aber manche uralte, ehrenfeste Bauerngeschlechter haben ihre Aecker genährt. Ueber den Hausthüren der alten Hausmannshäuser, an den Kirchenstühlen, insbesondere auf den Grabsteinen stößt man noch häufig auf die vielhundertjährigen Wappen jener Geschlechter, welche hoch in Ehren gehalten werden. Viele derselben zeigen den halben deutschen Reichsadler, — ein Recht, welches den alten Inhabern (wie die Tradition berichtet) vom Kaiser Friedrich Barbarossa zum Andenken an ihre dem deutschen Reich in den italienischen Kriegen geleisteten Dienste für sich und ihre Nachkommen verliehen wurde.

Ein altes Geschlecht in Osterstade und einige Familien des Landes Hadeln führen ebenfalls den halben Reichsadler. Umstehende Proben einiger solcher alten Bauernwappen dürften dem Leser nicht unwillkommen sein.

Bei dieser Gelegenheit gestatte man mir, auch jene uralten und

Digitized by Google

image
not
available

Marſchen noch häufig. Alle aber ſind längſt bedeutungslos geworden und es fällt Niemanden mehr ein, das ſeinige zu erneuern. — Aehnlicher Art waren auch die mittelalterlichen Steinmetzzeichen.

Alle Rechte, Gewohnheiten und Herkommen der Wurſter hatten ſich nur mündlich von uralter Zeit her erhalten und wurden erſt 1508 in einer großen Verſammlung der Aelteſten und Weiſeſten des Landes ſchriftlich feſtgeſetzt.

Im Jahre 1557 ſollte einmal die ganze Verfaſſung vom Erzbiſchof Chriſtoph als unchriſtlich und nicht mit ihrer Stellung im Erzſtifte vereinbar, über den Haufen geworfen werden. Zum Glück ſtarb der alte Sünder im folgenden Jahre und ſein Nachfolger Erzbiſchof Georg, der ungleich nachgiebiger war, beſtätigte aus Liebe zum Frieden das ganze Landrecht am 25. Sept. 1565. Es kamen indeß manche Paragraphen darin vor, die den Wurſtern ſelbſt veraltet und unzweckmäßig ſchienen, weshalb eine ähnliche Verſammlung der Aelteſten im Jahre 1611, unter dem Erzbiſchof Johann Friedrich, eine gründliche Durchſicht deſſelben vornahm. Die erſte Faſſung des Landrechts war in frieſiſcher Sprache gehalten, die zweite ebengenannte in plattdeutſcher Mundart, während die ſpätere dritte — aus der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts — hochdeutſch lautete. Der erſte (lateiniſche) Druck deſſelben ſtammt aus dem Jahre 1667, herausgegeben von dem alten wurſter Rechtsgelehrten Haro Eide Fowes.

Als Wurſten noch eine freie Republik war, repräſentirte die in Dorum zu gewiſſen Zeiten vereinigte Landesverſammlung, beſtehend aus 18 Vollmachten und 16 Rathgebern, die höchſte Behörde. Sie beſtimmte über Krieg und Frieden; ſie ſchloß Verträge ab; ſie richtete und ſchlichtete; verwaltete Deich- und Sielweſen und alle inneren Landesangelegenheiten; ſie war Alles in Allem. Sämmtliche vom Lande ausgeſtellte Urkunden, Bündniſſe und Friedensſchlüſſe mit Nachbarländern u. ſ. w. lauten daher aus der Zeit vom dreizehnten bis zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts im Beginn folgendermaßen:

image
not
available

Stackwerke, Schleusen und Canäle verwalten eigene Deichvorsteher und Deichgeschworene, die bei bezüglichen Streitigkeiten ein Deich- und Sielgericht bilden; und endlich zerfällt noch jedes der neun Kirchspiele in vier gleiche Theile, die einzeln für sich ihre besonderen Vorsteher haben und ihre eigenen Versammlungen abhalten, namentlich in Sachen der Armenpflege, der Weidegerechtigkeit u. s. w. Ueber die Tagesordnung solcher Versammlungen sind uns manche sehr alte und für die Sittengeschichte höchst interessante Gesetze aufbewahrt. Es herrscht oft ein so eigenthümlich launiger Ton darin, daß es uns auf den ersten Blick vorkommt, als hätten wir die Paragraphen eines akademischen Biercomments vor uns, wie denn auch wirklich die leichteren Strafen, z. B. Ruhestörung, Ausbleiben, Zuspätkommen, Umstoßen eines Glases u. s. w. immer durch eine Bierabgabe — je nachdem durch eine halbe oder viertel Tonne — gebüßt wurden. Auch durch Brod und Schinken durfte man sein zerknirschtes Herz erleichtern und da die Versammlung natürlich die Pflicht hatte, diese Dinge sofort zu vertilgen, so darf man annehmen, daß diese Sitzungen einen durchaus vergnügten und harmlosen Charakter trugen. —

Jeder Grundeigenthümer ist jagdberechtigt, und um dieses Recht zu wahren, namentlich aber die Landesgrenzen zu behaupten, wird alle vier Jahre ein großer, feierlicher Jagdzug zu Fuß, Pferd und Wagen rings um's ganze Land unternommen, der zwei Tage dauert und an dem oft Hunderte der freien Bauern theilnehmen. Wagen mit allem möglichen Proviant folgen dem Zuge, der mit jedem Dorfe mehr und mehr anschwillt, und ein großes Jagdmahl setzt dem schönen Tage die Krone auf. Wo in ganz Deutschland mag eine Gegend sein, die Aehnliches aufzuweisen hat? —

Alle vorhin genannten Volksbeamten werden frei gewählt; ihre Wahl wird dem Amte angezeigt, welches sie, im Falle hinsichtlich der Würdigkeit und Befähigung kein Bedenken vorliegt, sofort nach alten Formeln bestätigt und beeidigt. Eine Nichtbestätigung ist ein fast unerhörter Fall, weil bei der strengen Gewissenhaftigkeit dieses

Digitized by Google

image
not
available

Diese sollte nicht lange ausbleiben. — Damals lebte zu Dingen ein Hausmann Namens Anton Biel, ein Mann wie zu einem Bauernführer geschaffen. Er war von riesenhafter Größe und fabelhafter Körperkraft; Branntwein trank er massenweise aus Biergläsern und ohne berauscht zu werden; dabei war er schlau, kühn, energisch, ausdauernd und von eigenthümlicher Gewandtheit. — Dieser faßte mit anderen angesehenen Bauern den kühnen Entschluß, durch einen Handstreich auf einmal das Land von den Franzosen zu säubern.

Zu dem Zwecke trat er mit der Besatzung der englischen Kriegsschiffe in Unterhandlung und erhielt auch die Zusage der Unterstützung, aber nur im Fall das Land Wursten sich in Masse erhöbe.

Hierzu bedurfte es eben keiner großen Mühe. Biehl ging nun von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof und während er namentlich die vornehmen Bauern und ihre Söhne zum bewaffneten Aufstande bewog, wirkte ein Anderer Namens Joh. Rickweg — früher Zimmermann und einer der kühnsten Schmuggler — unter dem niedern Volk, auf welches er großen Einfluß hatte. Der feurigen Beredtsamkeit dieses Mannes, den man nach seiner beständig grünen Kleidung nur Jan Grön nannte, gelang es, die Haufen auf's entschiedenste zu entflammen. Auch nach Lehe ging er, um den Aufstand zu predigen, fand indeß bei den guten Fleckenbürgern nur sehr laue Aufnahme. Das Land Wursten hingegen war in wenig Tagen in offenem Aufstande; alle französischen Douanen, Gensdarmen und soldatische Besatzungen flohen in wilder Eile nach ihrer Batterie auf der Carlsstadt, die auf demselben Flecke stand, wo sich jetzt bei Bremerhafen das Fort William erhebt. Am 14. und 15. März zogen die Wurster unter Biehl und Jan Grön in hellen Haufen den Flüchtigen nach, und hervorgeholt aus einer Kirche flatterte die alte vergilbte Landesfahne wie einst in ruhmreicher Friesenzeit wieder hoch über den Schaaren. Auch ein englisches Truppendetachement war gelandet und rückte den Franzosen nach, welche sich anfänglich diesen Massen entgegenstellten,

Digitized by Google

image
not
available

Auf einmal stürzte sich eine Anzahl Franzosen, trotz des Kugelregens, mitten in den Fluß und schwamm hindurch. Es gelang ihnen richtig die Brückenklappe niederzulassen; denn nicht einmal die Kette hatte man angeschlossen. — Damit war das Schicksal Lehe's und der Wurster entschieden. Im Sturmschritt drangen Infanterie und Cavallerie jetzt über die Brücke; ein kurzer Widerstand, ein heftiger Bajonettangriff — und Alles stob wild auseinander; denn was vermochten regellose Massen ohne Subordination und ohne ordentliche Waffen gegen wohldisciplinirte Truppen? Nicht nur Alles, was sich widersetzte, wurde niedergemacht, sondern die wüthenden Soldaten drangen auch in alle Häuser des Fleckens und mordeten was sie fanden: Greise, Frauen und Kinder. Auch die armen Engländer, obwohl sie um Pardon baten, wurden sämmtlich niedergestochen und während die eine Hälfte der Truppen den Flecken plünderte, zog die andere in's Land Wursten ein.

Nun blieb noch die Batterie zu erobern übrig; dies geschah durch eine List. Eine Anzahl Franzosen steckte sich in die Uniform der getödteten Engländer, nahm eine englische Fahne und eilte hastig auf das Blockhaus zu, scheinbar verfolgt von einem anderen Haufen Franzosen. In der Meinung, die Engländer begehrten Schutz, öffneten die arglosen Wurster die Thore und erkannten ihren Irrthum zu spät. Dieser Handstreich brachte die kleine Citadelle in die Hände des Feindes und die ganze Besatzung wurde auf der Stelle erschossen, mit Ausnahme eines Einzigen, der durch eiligste Flucht entkam.

Die übrigen Wurster, auch die Anführer Biehl und Jan Grön, zerstreuten sich und flüchteten meist auf die englischen Schiffe oder nach Helgoland.

Das war der bedauernswerthe Ausgang dieser Bauernerhebung, die, weil sie mißglückte, weit und breit verspottet und lächerlich gemacht wurde. Sie war aber um so anerkennenswerther, als gerade damals die meisten anderen Marschen mit dem größten Gleichmuthe sich dem Joch der Fremdherrschaft fügten.

Digitized by Google

image
not
available

obendrein, nachdem der Beweis geführt ist, mitten im tiefen Dreck absteigen und den Rückweg antreten muß.

Auch vom hohen Spiel der Wurster erzählt man sich manche Geschichte, und es ist gar nicht selten, daß in einer einzigen Parthie Hunderte eingesetzt werden; beim Kegeln setzte man schon seinen fettesten Ochsen auf einen Wurf, und Eltern waren keineswegs erzürnt, wenn die Söhne hoch und kühn spielten, sondern ermunterten sie mitunter noch, nur ja nicht die Segel zu streichen. So verlor ein junger Hausmannssohn eines Abends im Kartenspiel 1000 Thaler. Da er die Summe nicht bei sich hat, schickt er einen Boten zu seinen Eltern mit der schriftlichen Bitte, ihm das Geld doch zu senden. Die Eltern sind schon zu Bette, aber die Mutter steht gleich deshalb auf. Als sie bei der Chatulle ist, besinnt sie sich, ob es am Ende nicht gerathen sei, dem lieben Sohne statt ein- zweitausend Thaler zu schicken und der Mann ist auch gleich einverstanden, damit ja die Ehre des Hauses gewahrt werde und der arme Junge nicht wieder in Verlegenheit komme.

Die große Neigung zum Kartenspiel theilt übrigens der Wurster mit dem Butjahdinger, Wührder, Kehdinger, ja vom Hadler wird er sicherlich darin übertroffen.

In den letzten Jahrzehnten hat übrigens Sitte, Bildung und allgemeine Cultur merkwürdig rasch in diesem Lande zugenommen, so daß es schon jetzt den wenigsten Marschen darin nachsteht. —

Man liest in jedem Dorfe Zeitungen, man hat die Schule in Dorum sehr verbessert, daß sie fast einer hohen Bürgerschule gleichkommt, oder man sendet auch wohl seine Söhne auf's vortreffliche Progymnasium zu Otterndorf; es gibt Clubbs, elegante Bälle und selbst wie im Lande Hadeln einen öffentlichen Lustgarten, in welchem Sommerconcerte und Illuminationen stattfinden. Bei alledem lebt der Wurster in seinem Hause doch recht einfach. Nur ein Zimmer für Besuch und feierliche Gelegenheiten ist modern und elegant ausgestattet, im übrigen Hause sind die Wände geweißt, die Möbel altvätrisch, die Räume klein, niedrig und voll Winkel

Digitized by Google

image
not
available

und gesungt, das Holzwerk aber ist stets hellgrün angestrichen. Dicht über der großen Hausthür oder oft auch in dem hölzernen Giebeldreieck sieht man dann wohl das alte Friesenwappen, jetzt freilich nur selten. — Im Inneren dagegen ist alles wie in den übrigen Wesermarschen eingerichtet. Die Scheunen sind häufig ganz mit Dielen bekleidet und oft wie im Lande Hadeln braunroth gemalt. Im Lande Wursten sieht man noch die in den anderen Marschen fast ganz abgekommene Sitte der Frauen, zu reiten. Sie sitzen quer hinter dem männlichen Gefährten, an den sie sich mit einem Arme festhalten. So reitet die Hausmannsfrau mit ihrem Eheherrn auf mächtigem Friesengaule zur Kirche, oder der stattliche Großknecht bringt auf diese Weise die Tochter vom Hause zum Ball und auf Besuch. Die tiefen, schlammigen Wege in der Herbst- und Winterzeit lassen hinreichend das Praktische dieser Art erkennen. Andere eigenthümliche Sitten und Gebräuche kennt der Wurster nicht; seine Tanzpartien, Jahrmärkte u. s. w. sind wie die anderer Gegenden, vielleicht etwas üppiger. Höchstens die Hochzeiten und Begräbnisse mögen sich durch eine gewisse Großartigkeit auszeichnen. Die Wurster heirathen durchweg sehr jung und wie in den anderen Marschen werden auch hier die Verbindungen meistens aus Uebereinkunft beiderseitiger Eltern geschlossen, namentlich aber aus Vermögensrücksichten. Es ist eben so selten, daß ein armes Mädchen, und wäre es auch noch so gebildet, hübsch und liebenswürdig, ein reicher, junger Bauer heirathet, als daß ein Wurster sich eine Auswärtige nimmt. — Eine echte Hausmannshochzeit muß möglichst groß sein; die Einladungen erstrecken sich gewöhnlich auf hundert bis vierhundert „Haus" und darüber, so daß oft an die tausend Personen zugegen waren. Gewöhnlich finden diese im Sommer statt, zur Zeit, wenn die Aussaat beendet und die Ernte noch nicht begonnen hat. Tags vorher führt der Bräutigam die Braut in das Haus, welches die jungen Eheleute bewohnen sollen. Brautjungfern, Bekannte und Verwandte empfangen sie, und am nächsten Morgen geht's im lustigen Zuge zu Wagen nach dem Hochzeitshause, gewöhnlich dem elterlichen Hause der

Digitized by Google

image
not
available

Auch die Leichenbegängnisse angesehener Wurster sind immer sehr groß und weitläufig. Da alle noch so entfernte Verwandte dazu geladen werden und eine alte wurster Hausmannsfamilie gewöhnlich mit dem halben Lande verwandt ist, so ist auch hier die Gesellschaft äußerst zahlreich. Nachmittags findet man sich ein und die Verwandten des Todten tragen einen lang vom Hute herabwallenden Trauerflor. Auf der Hausflur, mitunter auch auf der großen Diele, steht auf schwarz und weiß behangenem Tische, von Leuchtern umgeben, der oft sehr schön und kostbar gearbeitete Sarg.

Man setzt sich still an die in den verschiedenen Zimmern vertheilten langen Tafeln und genießt schweigend oder nur leise mit dem Nachbar redend Kaffee mit Kuchen; auch Cigarren und Pfeifen werden umhergereicht. Gegen Abend erhebt sich der Prediger, tritt, umgeben von der Gesellschaft, hinter den Sarg und hält die Leichenrede, der er meistens einen kurzen biographischen Abriß des Verstorbenen vorausschickt, welche noch vor hundert Jahren stets in friesischer Sprache gegeben werden mußte. Dann wird nach kurzem Gebete der Sarg fortgetragen, gefolgt von den meisten Gästen. Alle Häuser, bei welchen der Zug vorbeikommt, haben zur Ehre des Todten die nach der Stadt liegenden Fenster hell illuminirt — eine Sitte, die auch in anderen friesischen Marschen, z. B. im Butjahdingerland, vorkommt. Dreimal wird nach altem Herkommen der Sarg um die Kirche getragen und sodann in die Gruft gesenkt. Der Todtengräber mahnt hierauf die Versammelten, ein stilles Vaterunser zu beten; die Feierlichkeit ist damit vorüber und Alles begibt sich eilends wieder in's Trauerhaus, um sich bei den unterdessen reichbesetzten Tafeln gütlich zu thun. Und nun beginnt wieder jenes unpassende lustige Treiben, welches wir an anderer Stelle bei einer ähnlichen Gelegenheit schon beschrieben haben. — Alle Aufwartungen, sowohl bei Hochzeiten als bei Leichenschmäusen, besorgen die jüngeren Verwandte und Freunde des Hauses. Es ist dies Aufwarten ein Ehrenamt und heißt „ob Wege" sein, und der, welcher es hat, wird ein „Obwegesmann" genannt.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Altfriesischer Grabstein zu Wremen.

bogigen Kreuzgewölben besteht und sich quer zwischen dem gewölbten Chor und dem flach bedeckten Schiffe hinzieht. —

Am bedeutsamsten ist die Kirche zu Dorum, ebenfalls ursprünglich aus cyklopischen Granitmauern, aber vielfach verändert und mit Backsteinen ausgebessert. Im Innern finden wir zwei interessante Ueberbleibsel der Vergangenheit: das erste, ein plumpes, steinernes Taufbecken mit vier grotesken Larven ist sicherlich das urälteste und einzige seiner Art im Lande und daher höchst merkwürdig; doch tritt es ganz in den Hintergrund gegen das andere. Im Chor nämlich erhebt sich ein aus Sandstein und Stuck gearbeitetes,

Digitized by Google

image
not
available

dickblättrige Statice in hohen üppigen Büschen und daneben die Strandnelke (Armeria), das kleine Milchkraut, der silberweiße Seewermuth, aus dem der Wurster seinen Magenbittern bereitet, das „Röhr“ (Triglochin), was ihm im Frühling einen leckern Lieblingskohl liefert, das antiscorbutische Löffelkraut, doch wo der Boden ganz niedrig und sumpfig ist, erscheint der wunderlich fleischige Krückfuß und in den stehenden salzigen Lachen endlich erscheinen grüne dünnhäutige und oft wie Kopfsalatblätter aussehende Algen. Vornehmlich aber begrünt jenes Meergras, die Glyceria maritima, in Jever- und Ostfriesland „Andel“ genannt, weit und breit das fruchtbare Erdreich und bietet dem Vieh, was hier in großer Zahl weidet, die trefflichste Nahrung. Befriedigte Stellen werden auch wohl gemähet, und der Andel, so schwer er trocknet, gibt ein so nahrhaftes Futter, daß das kräftigste Berghen ihm nicht gleich kommt. Weideland ist indeß weitaus vorherrschend und das Vieh wandert, wenn's durstig ist, von selbst über den Deich zu den Gräben des Binnenlandes, da es das salzige Wasser verschmäht. Oft freilich wird es von der Springfluth überrascht, die auch im Sommer mitunter über das ganze Vorland geht und manchem Stück Vieh schon das Leben gekostet hat. Bei gewöhnlichen Fluthen aber ist keine Gefahr, denn das Land wird nie davon bedeckt. Tritt die Ebbe ein, so liegt, je nach dem Stand der Sonne, das weite wurster Watt bald als eine hell leuchtende Spiegelfläche, bald als eine dunkelgraue, öde und finstere, aber immer für den Naturbeobachter höchst anziehende Ebene vor unsern Blicken ausgebreitet. Ein solches Watt besteht indeß nicht aus einer gleichmäßigen Masse. Hier ziehen sich Sand- und Muschelbänke hin, dort lagert sich Schlamm so fein und flüssig, daß er kaum den leichten Strandläufer tragen kann; weiterhin dräuen die fast steinharten, ungeheuern Thonmassen, die gefährlichen Bänke, die schon so manchem wackern Seemann nahe der Heimath den Tod brachten; dazwischen schlängeln sich unzählige kleinere oder größere tief ausgewaschene Rinnen, in denen das letzte Ebbewasser

image
not
available

Aber auch der Mensch eilt herbei, wenn das Watt bloß liegt, um theilzunehmen an dessen Gaben. Dort sieht man baarfuß und hochgeschürzt Männer und Frauen in den Prielen waten, kleine Netzhamen vor sich herschiebend, die sie dann und wann in umgehängte Beutel leeren. Diese fangen die kleinen, wohlschmeckenden Krebse, Garnelen (Crangon vulg.), hier zu Lande Granat genannt, welche mit Salz abgekocht eine Delikatesse zum Frühstück und Nachtisch ausmachen und nach allen Städten und Hafenorten der Gegend verschickt werden. — Andere fangen in diesen Lachen und Rinnen den Butt, einen Hauptfisch des Brackwassers; Knaben haschen Krabben und Taschenkrebse, und in der Ferne erblickt man auf hohen und trockenen Muschelbänken hier und dort kleinere Fahrzeuge, Kähne, Ewer und Tjalken, deren Schiffer hieher gelegt haben, um zu „schillen", d. h. nämlich Muschelschalen zum Kalkbrennen zu graben. Es ist dieses Schillen meistens eine langwierige, mühsame Arbeit, denn oft sitzen die reichsten Muschellager einige Fuß tief im festen Sande. Man gräbt sie mit breiter Schaufel aus, wäscht und spült sie in Körben in den nächsten Prielen, um sie vom Sande und Thon zu befreien und trägt sie dann in's Schiff. Acht, ja vierzehn Tage muß ein Schiff oft sitzen, ehe es seine volle Ladung hat; denn nur zu häufig tritt die Ebbe gar nicht einmal so weit zurück, daß die Muschelbänke trocken werden. — Die Korbmuschel (Mactra solida), die große Sandmuschel (Mya arenaria) und die eßbare Herz- und Miesmuschel (Cardium und Mya edulis) liefern hier das Material zum Kalk, der, gut gebrannt, dem Steinkalk vorgezogen wird, bei der Bearbeitung aber ungleich mehr Mühe kostet. Die blaue Miesmuschel wird auch hier und da an den Küsten gegessen, doch nicht sehr häufig, so wohlschmeckend sie auch ist, da man sie, obwohl ganz ohne Grund, mitunter für giftig hält. —

Bei schönem, warmem Wetter sieht man auf dem Sande nicht selten Seehunde sich behaglich sonnen. Man beschleicht sie mit guter Büchse unter dem Winde. Früher waren sie noch viel häu-

image
not
available

fruchtbare Marsch und der schroffste Contrast tritt uns auf einmal entgegen. Ein äußerst kahler Sandrücken empfängt uns, so steril und dürr, daß selbst das Haidekraut nur kümmerlich und dünn den Boden bedeckt und bald ganz aufhört; auch keine erratischen Steinblöcke bemerken wir und endlich erheben sich zu unserer Linken weiß schimmernde Dünenhügel, ganz kahl oder mit wenig dünnem Sandhafer bedeckt und dürftig mit Dünengras (Amophila arenaria) bewachsen. Zwischen ihnen liegen die Hütten eines armen Fischerdorfes „Duhnen", — ein trauriger, öder Aufenthalt, und darüber hinaus erscheint mit hohem Leuchtthurme die Insel Neuwerk, die bei tiefer Ebbe dergestalt durch's Watt mit dem Lande zusammenhängt, daß sie trockenen Fußes, ja sogar mit Pferden und Wagen zu erreichen ist; noch weiter hinaus wogt das hohe Meer. Das ist der Anblick zu unserer Linken.

Ungleich lieblicher aber ist das Bild, was sich uns rechts darbietet. Wir sind auf dem hamburgischen Gebiet Ritzebüttel. Freundlich umbuscht leuchten die rothen Ziegeldächer des gleichnamigen Amtsfleckens; aus ihrer Mitte ragt das stattliche, burgartige, mit Wall und Graben umzogene Schloß des Amtmanns hervor und kaum eine Viertelstunde davon schaut wieder ein Leuchtthurm in's Meer hinaus: Cuxhafen, der Zufluchtsort aller nach Hamburg bestimmten Schiffe, wenn im Winter Eis und Schollen die Fahrt in die Elbe verbieten.

Cuxhafen, das, wie gewisse Geschichtschreiber meinen, seinen Namen von den Caucen ableitet, war das erste Seebad in Deutschland. Kein Anderer als der alte Göttinger Physiker und Witzbold Lichtenberg war es, der diesen Ort in einem öffentlichen Aufsatze mit der Ueberschrift: „Warum hat Deutschland noch kein Seebad?" gegen Ende vorigen Jahrhunderts dazu vorschlug. In dem ersten Jahre des jetzigen kam es zu Stande und blühete rasch empor. Mit jedem Jahre wuchs die Zahl seiner Gäste. Als aber in den zwanziger Jahren die Bäder auf Wangerog, Norderney und Helgoland entstanden, sank es eben so rasch wieder zu völliger

Digitized by Google

image
not
available

ruhmreichen Dithmarsen, die Kremper- und die Wilster-Marsch, und erst weiter hinab, wo die Wogen der eigentlichen Nordsee gegen die schleswig'schen Küsten, Inseln und armen kleinen Halligen branden, treffen wir wieder Friesenblut und Friesensprache, dort aber auch so rein und unvermischt wie nirgends. — Die Stammverschiedenheit Hadelns von den friesischen Marschen tritt schon auf den ersten Blick hervor und zeigt sich, wenn man tiefer und aufmerksamer Land und Leute betrachtet, fast in jeder Beziehung. Sobald man die Grenze des Landes Wursten — der letzten Wesermarsch — überschreitet und sich Hadeln zuwendet, wird sogleich der Dialekt anders. Das friesische „Sch", das ganz wie „Sg" klingt, also in „schön", „Schule", „Fische", wie „sgön", „Sgule", „Fisge" lautet (genau der westphälischen Mundart entsprechend), verschwindet hier auf einmal gänzlich, und das „a", das noch eben vorher tief und dumpf wie ein zusammengezogenes „aa" tönte, z. B. in „Water", „Vader" und „Haar", klingt plötzlich ganz hell und rein; kein friesischer Vorname, kein Ummo, Eide, Lubbe, Siade, Siebe ꝛc., von denen es im Lande Wursten wimmelt, tritt uns entgegen, und auch die vollen, rundgeschnittenen, blauäugigen, blondbärtigen Friesengesichter, die mächtigen, breitschultrigen, in's Korpulente gehende Gestalten vermißt man, während hier die hochgeschossenen, schlankeren Staturen, und die schmaleren, markirteren Gesichter sofort Sachsenblut verrathen.

Hauptsächlich aber liegt die Verschiedenheit im Charakter. Der Hadler ist sicherlich der rührigste und lebendigste aller Marschbewohner. Das friesische Phlegma geht ihm gänzlich ab, ebenso jener starre Conservatismus, jenes zähe Festhalten an alten Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheilen; vielmehr erfüllt ihn der regste Fortschrittsgeist und das lebendigste Streben nach Bildung, verbunden mit einer unverkennbaren Vorliebe für Luxus, Prunk und Sitte modernen Lebens. — Beim Hadler ist allerdings viel Städtisches auf's Land gezogen, aber es hat sich hier mit dem gesunden und kräftigen Bauernthum zu einem so harmonischen

Digitized by Google

image
not
available

man diese kohlensaure Kalkerde im Winter aus großen Gruben holt, die Ackerkrumen damit vermischt und dadurch neue Kraft und Fruchtbarkeit hervorruft. Hier und in Wursten heißt dies Verfahren „kuhlen“, während es in den oldenburgischen Marschen, wo auch nicht einzelne Gruben, sondern lange Gräben längs den Aeckern zu diesem Zweck geschaffen werden, „wühlen“ heißt. Es erfordert nicht geringe Mühe und Kosten, da die rechte Erde oft 8 bis 12 Fuß tief sitzt; aber sobald diese auch nur mit dem geringsten Dünger versetzt wird, bewirkt sie eine Ueppigkeit der Vegetation, die zum Erstaunen ist. Mancher Hofbesitzer muß jährlich Hunderte von Thalern für diese Arbeit ausgeben, aber der Erfolg entschädigt nicht nur doppelt und dreifach, sondern oft siebenfach.

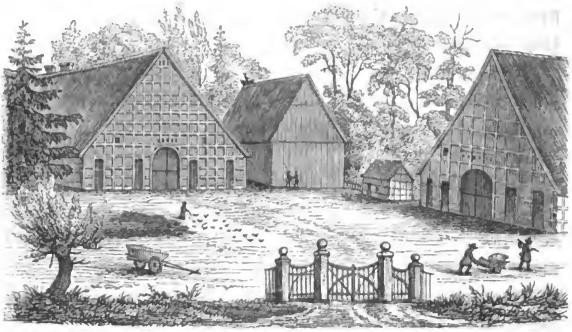
Hadeln zerfällt sehr naturgemäß in sein Hochland und Sietland. Letzteres liegt gegen Süden, begrenzt von großen Mooren und Sümpfen. Auch die eigenthümlichen kleinen Seen des Amts Bederkesa liegen in seiner Nähe, wie der Stinstedter, der buchenumlaubte Bederkesaer, der schilfreiche Baltsee und der Flöglersee, an welchem im Mittelalter ein berühmter Falkenfang war; so ist denn auch das ganze Sietland, wie schon sein Name lehrt, äußerst niedrig und feucht. Bis auf die letzte Zeit bot es jeden Winter nur eine unabsehbare Wasserfläche dar, weil alles Land weit und breit ringsum von den ausgetretenen Seen so überfluthet wurde, daß nur die höher gelegenen Häuser und Dörfer aus der Wasserfläche ragten. Aller Verkehr im Lande fand also durch Boote statt; in ihnen fuhr man zur Kirche, zum Besuch und sah Hochzeits- und Leichenzüge in solchen Bootflottillen. Hatte es aber gefroren und wollte das Eis weder halten noch brechen, dann war auch der letzte Verkehr im Innern aufgehoben. An die Aussaat des Winterkorns war natürlich nicht zu denken, nur Gerste und namentlich Hafer säete man in's feuchte Land.

Jetzt ist das alles ein überwundener Standpunkt. Seit einigen Jahren zieht sich nämlich ein breiter Abwässerungskanal, von jenen

Digitized by Google

image
not
available

von Stroh. Daneben ſtehen dann zu beiden Seiten des Hofes die Kornſchemmen, rings mit Dielen bekleidet, die nach uralter Landesſitte ſtets braunroth angeſtrichen ſind. Ganz wie in Skandinavien herrſcht hier überhaupt eine eigenthümliche Vorliebe für



Hadler Bauerngehöft.

dieſe Farbe. Braunroth iſt faſt jede Hütte, jeder Pflug und Ackerwagen, jede Planke, jedes Geländer, jeder Schlagbaum, und nur das Holzwerk der Hauptgebäude trägt jene weißliche Steinfarbe. Alte Bauernwappen, wie die Wurſter und andere Frieſenſtämme ſie führen, ſieht man hier nicht an den Häuſern; auch das uralte Sachſenzeichen, die beiden Roßköpfe am Giebel, kommt nicht im Lande Hadeln vor.

Auf der großen, hartgeklopften Diele (Tenne) des Vorhauſes wird im Winter gedroſchen, und das Vieh ſchaut zu beiden Seiten über eine kleine Holzbrüſtung, die den Zweck hat, die beim Dreſchen umherſpringenden Körner zuſammen zu halten. In Kedingen und an einigen Orten im Lande Wurſten hat man ebenfalls dieſe Brüſtung: ein Zeichen, daß hier der Ackerbau vorherrſcht und die Viehzucht zurücktritt; denn in Oſterſtade, Wührden und dem Stadlande, wo umgekehrt das Vieh in erſter Reihe ſteht, läßt man

Digitized by Google

image
not
available

reichsten Blumenflor geschmückt. Es gibt einige Gärten hier, die überraschend schön und großartig sind.

Ein anderer Luxus ist die Vorliebe für elegantes Fuhrwerk. Sonntags beleben sich bei schönem Wetter die Landstraßen mit allen Arten moderner Wagen, gelenkt durch Kutscher in geschmackvoller Livree. Der Hadler ist lebenslustig und gesellig. Ueberall werden Besuche gemacht oder man fährt nach der Stadt Otterndorf, in deren erstem Gasthofe allsonntäglich großer Conflux ist, oder es geht zu den Concerten im Tivoligarten und am zweiten Pfingsttage strömt Alles, was nur aus dem Hause kann, nach dem schönen Buchengehölz des Dobrocks, dort den Frühling zu feiern und sich im Waldesgrün zu ergehen.

Der Hadler spielt eben so leidenschaftlich wie seine Nachbarn, der Wurster und Kedinger, meistens l'Hombre und Whist, und gern recht hoch. Im Sommer wird überall gekegelt und oft auf den besten Wurf gewettet und parirt. Geistliche und Beamtete sieht man häufig mit den Hausleuten verkehren, denn das selbstständige Volk duldet einmal kein Ueberheben der einzelnen Stände. Wollten jene sich streng sondern, so würden sie bald allen Einfluß verlieren, ganz allein stehen und sicherlich eine höchst unangenehme Stellung einnehmen. Nicht den Beamtenrock, sondern nur den Mann respektirt der Hadler, wenn er's verdient. Als einst ein Geistlicher, der weder mit den Hausleuten umging, noch an öffentlichen Orten erschien, in einer Gesellschaft über schlechten Kirchenbesuch klagte, antwortete ein Bauer: „Ja, Herr Pastor, das hat seine natürliche Ursache, Sie besuchen uns ja auch niemals!" — Daß bei einem solchen Volke eben kein Boden für Pietismus und Frömmelei ist, läßt sich leicht errathen.

Das Bier hat sich bis jetzt im Lande noch wenig Bahn gebrochen. Man trinkt überall Wein, meistens theuere Bordeauxweine, denn der Hadler ist in dieser Hinsicht etwas verwöhnt.

Bälle und größere Gesellschaften gehen fast nie ohne Champagner vorüber und in Hamburg endlich wird oft in allen, auch

Digitized by Google

image
not
available

Wührden schon häufiger; in Wursten werden sie größer und herrschen unter den Nahrungsmitteln schon vor; in Hadeln aber erreichen sie den Culminationspunkt, oft sind sie wie ein Kindskopf groß und bilden fast die ausschließliche Speise. Früh Morgens schon gibt's hier Klüten, Mittags Klüten und Abends Klüten; seien sie nun frisch oder kalt in die Pfanne geschnitten und mit Fett durchgebraten. In Kedingen nimmt das Klüteneſſen schon etwas ab und im alten Lande treten neben den Klüten doch auch schon wieder Gemüse auf; noch südlicher aber verliert jene Mehlspeise allmälig gänzlich ihre Bedeutung für den täglichen Tisch.

Eine so blutig sturmvolle Geschichte wie die der Wurster, Stedinger und Butjahdinger hat das Land Hadeln nicht. Es hat sich durchweg einer inneren Ruhe und Sicherheit erfreut wie keine andere Marsch. In sehr einförmigem Zuge, ohne alle große bedeutsame Ereignisse ist der Zeitenlauf darüber hingegangen, seit es den Fluthen entrungen wurde.

Die früheste und höchst eigenthümliche, sagenhafte Kunde von den Einwohnern dieses Landes hat uns der alte Geschichtsschreiber Widukind von Corvey in seiner Geschichte der Sachsen mitgetheilt, die in wörtlicher Uebersetzung hier folgen mag.

„Das aber wissen wir gewiß, daß die Sachsen nach den hiesigen Gegenden zu Schiffe gekommen und an einem Orte gelandet sind, der bis diesen Tag Hadolamn genannt wird.

Da aber die Einwohner des Landes, welches Thüringer gewesen sein sollen, deren Ankunft sehr ungern sahen, so erhoben sie die Waffen gegen sie. Die Sachsen aber, die heftigen Widerstand leisteten, behielten den Hafen in ihrem Besitz. Nach heißen Kämpfen, wobei Viele auf beiden Seiten fielen, beschlossen beide Theile, über den Frieden zu unterhandeln und ein Bündniß zu schließen. Es ward auch ein Vertrag geschlossen und zwar folgenden Inhalts: „Die Sachsen sollten freies Ein- und Verkaufsrecht haben; sollten sich aber im Uebrigen des Feldplünderns, Mordens und Raubens

Digitized by Google

image
not
available

Wie aber die Thüringer das Lager der Sachsen sahen, war ihnen das unerträglich, und sie beklagten sich durch Gesandte über Friedensbruch und Verletzung des Bündnisses von Seiten der Sachsen. Diese aber antworteten, daß sie das Bündniß noch nicht gebrochen hätten; die mit ihrem eigenen Golde erkaufte Erde aber wollten sie in Frieden behalten oder mit den Waffen vertheidigen. Nachdem sie das hörten, verfluchten sie das sächsische Gold und gestanden sich, daß der, den sie vorher so glücklich gepriesen, nur der Urheber ihres Unheils, der Verderber ihres Landes sei — und von Wuth entbrannt stürzten sie ohne Ordnung und Ueberlegung in's Lager. Doch die Sachsen empfingen sie gerüstet, warfen sie nieder und besetzten nach glücklichem Kampfe die umliegenden Orte nach Kriegsrecht.

Als so auf beiden Seiten lange gekämpft worden war und die Thüringer einsahen, daß die Sachsen ihnen überlegen sein würden, verlangten sie durch Vermittler, daß beide Theile ohne Waffen zusammenkämen und in Betreff des Friedens zum zweiten male an einem bestimmten Ort und Termine verhandelten. Die Sachsen antworteten, daß sie dieser Aufforderung nachkommen würden. Die Sachsen bedienten sich aber zu jener Zeit großer Schlachtmesser, deren sich die Angeln, der Sitte ihres Stammvolks folgend, bis auf diesen Tag bedienen. Mit diesen Messern unter ihren Gewändern treten die Sachsen aus dem Lager und gehen den Thüringern bis an den bestimmten Ort entgegen. Als sie sahen, daß diese unbewaffnet und all' ihre Häuptlinge gegenwärtig waren, benutzten sie diese Gelegenheit, sich des ganzen Landes zu bemächtigen, stürzten mit geschwungenen Messern auf die Arglosen und machten alle nieder, also, daß auch kein Einziger davon übrig blieb. — Seitdem begannen die Sachsen berühmt zu werden und ihren Nachbarn großen Schrecken einzuflößen. Vom Worte sahs oder sax aber, welches Schlachtmesser bedeutet, erhielten die Sachsen ihren Namen." —

So weit der alte Mönch Widukind. Daß man den ganzen

Digitized by Google

image
not
available

richtungen zu besiegeln. — Das ist der kurze Abriß der einfachen Landesgeschichte.

Wie sie selbst keine hervorragenden und bedeutenden Momente aufzuweisen hat, so vermißt man auch interessante historische Denkmale im Lande. Die wenigsten Familien führen Wappen; alte, merkwürdige Grabsteine gibt es nicht, nur die Kirchen haben mitunter manches Anziehende, sind oft ziemlich reich von der wohlhabenden Gemeinde ausgestattet und fast an jeder stehen zwei Prediger — ein sonst seltener Fall auf dem Lande.

Die Kirche zu Altenbruch besitzt sogar zwei schlanke Thürme und im Innern ein treffliches, bemaltes Altarschnitzwerk aus dem sechszehnten Jahrhundert, welches die Passion Christi darstellt und mehrere interessante Köpfe voll Individualität und Ausdruck enthält.

Ein ähnliches Altarflügelwerk schmückt auch die alte Kirche zu Nordlede; in fast allen aber bedeckt eine Menge Votivtafeln und Bilder die Wände und gibt Zeugniß von altem Wohlstande und kirchlichem Sinne der Hadler. Jetzt ist freilich vom letzteren nicht eben viel zu sagen.

Solch historisches Interesse wie die alten Wurster und Butjahdinger Kirchen es bieten, haben indeß die des Landes Hadeln durchaus nicht. —

Das beste, herrlichste und merkwürdigste Alterthum dieses Volkes ist und bleibt seine freie Verfassung, die sich Jahrhunderte hindurch in einer Reinheit und Selbständigkeit erhalten, wie in keiner andern Marsch, und wohl hat es ein Recht, stolz darauf zu sein und mit aller Macht und Ausdauer sie zu behaupten.

Jedes Kirchspiel hat zur Verwaltung seiner inneren Angelegenheiten ein sogenanntes Provisorencollegium, gebildet aus dem Schultheiß, den drei oder vier Landschöffen, einem beeidigten Schriftführer und den Vertretern (Gevollmächtigten) der einzelnen Dörfer und Distrikte des Kirchspiels.

Auch hat sich das ganze Land für seine gemeinsame innere Verwaltung eine treffliche Provincialverfassung geschaffen und ist

Digitized by Google

image
not
available

Ebenso erfreut sich Hadeln seiner eigenen Kirchenverfassung und eines durchaus vom übrigen Königreiche unabhängigen Consistoriums.

Jede Gemeinde hat das Recht der freien Wahl seiner Prediger, meistens zwei für jede Kirche. Auch die Lehrer des Landes, höherer wie niederer Art, werden sämmtlich frei gewählt und das Landesconsistorium hat nur zu prüfen und zu genehmigen.

In jedem Kirchspiel besorgt Kirchen- und Schulwesen das Collegium der Provisoren. Zu diesem Collegium gehören nun der Prediger, die Gemeindevertreter, die Juraten und die Armenvorsteher, welche sonderbarerweise „Leviten" heißen und den Klingelbeutel in der Kirche umherzureichen haben. Alle materiellen Interessen der Kirche und Schulen der Gemeinde liegen diesem Collegium ob: die Bauten und Reparaturen der geistlichen Gebäude, die Verwaltung der Kirchen- und Armengelder, und an der Spitze sämmtlicher Provisorencollegien des Landes steht endlich das schon erwähnte Consistorium. Dieses aber wird gebildet aus zwei königlich hannöverischen Beamteten, dem Bürgermeister von Otterndorf, zwei Predigern (Superintendenten), dem ältesten Schultheißen des Hochlandes und dem ältesten des Sietlandes, welche zugleich den Ständen präsidiren.

Die Grundlage dieser Kirchenverfassung bildet die unter Herzog Magnus 1526 geschaffene Kirchenordnung und der unter Herzog August errichtete Receß von 1624. — Nach dieser Einrichtung bestand die ganze Kirchenverfassung rein und unverändert bis auf die neuesten Zeiten. Erst im Jahre 1845 wurden, jedoch nicht ohne großes Widerstreben der Stände, von der hannöverischen Regierung einige Aenderungen im Schulwesen eingeführt.

Wahrhaft erfreulich ist das Bild der uralten hadelschen Gerichtsverfassung. Keine Marsch hat die alte wackere Regel, daß Jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden kann, so bis zur Gegenwart behauptet als dies eigenthümliche Ländchen.

Da sind zuerst die schon aus dem zwölften Jahrhundert urkundlich nachzuweisenden Kirchspielsgerichte, bestehend aus dem

Digitized by Google

image
not
available

Alle Stellen, wie die der Schultheißen, Landschöffen, Gevollmächtigten, Leviten u. s. w. sind reine Ehrenämter ohne Einnahmen und oft sogar mit Ausgaben verbunden, welche durch die geringen Sportelerhebungen selten gedeckt werden können. Aber das ist es eben, was diesen Richterstand des Volks doppelt bedeutsam und ehrwürdig macht.

Bis zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hatte man noch kein geschriebenes Landesgesetz und richtete nur nach Herkommen und Gewohnheiten, — eine Sitte, die durch das im Jahre 1407 von Herzog Erich eingeführte sächsische Recht nicht verdrängt werden konnte.

Erst im Jahre 1439 traten mehrere Kirchspiele zusammen und verfaßten in 58 Artikeln das Landrecht, und diese Artikel sind die Grundlage der spätereu Verfassung, die 1544 unter Franz I. zusammengetragen und 1583 publicirt wurde. 1609 ließ Franz II. der Landesversammlung auf dem Warningsacker ein neues Landrecht zur Aufnahme vorlegen, das aber wurde rund abgewiesen. So besteht denn das alte noch bis auf den heutigen Tag in aller Gültigkeit, und nur, wo es nicht ausreicht und keine Observanz in Betracht kommt, tritt das gemeine deutsche, das römische oder kanonische Recht ein.

In allen Stürmen und Wechseln von Jahrhunderten hat sich diese uralte Verfassung, als einziges und merkwürdiges Beispiel seiner Art, zum Wohle des Landes in Ehren gehalten bis auf die letzten Zeiten. Die Raumverhältnisse dieser Blätter ließen nur eine flüchtige, unausgeführte Skizze desselben zu. Doch ist Jedem, der für deutsche Sitte, deutsches Leben und Recht ein Herz hat, dringend anzurathen, einmal einen tiefern Blick in dies seltene Alterthum zu werfen*).

*) Darstellung der Verfassung des Landes Hadeln von H. Bekmann, Schultheiß zu Nordleda. Hannover 1847.

Digitized by Google

image
not
available

von allen Seiten an sie ergingen, kaum erwehren konnte, obwohl es die knappe Besoldung von nur 300 Thalern, welche eine Beschränkung auf das Nothwendigste mit sich führte, gebieterisch verlangte. Trotz dieser Kärglichkeit des Lebens verlor Voß den Muth niemals und seine Freunde und Bekannten waren entzückt von der Liebenswürdigkeit des Dichters und seiner Gattin, namentlich aber von dem unverwüstlichen Humor und Herzensfrohsinn, der beide beseelte. Vielleicht that auch das echt Bäuerliche und Derbe in Vossens ganzem Gebahren ein Uebriges, um ihn bei den Hadlern beliebt zu machen.

Im Ganzen war er mit seiner Stellung zufrieden; nur seinen vertrautesten Freunden klagte er manchmal im Stillen, was ihn bedrückte. So schreibt er u. A. einmal an seinen Miller in Ulm:

„Ob ich zufrieden bin? fragst Du mich. Zu Fremden sag ich mit heiterer Stimme: Ja! bei Dir kann ich aber ja wohl hinzusetzen, daß ich es doch gern etwas besser hätte. Von 8—12 und von 2—4 schieb ich nun täglich die Karre, worauf größtentheils solcher Schund als amo, τύπτω, קשר und dergleichen geladen ist und eine Stunde brauche ich doch täglich zur Vorbereitung. Dafür nehme ich an dreihundert Thaler ein, das heißt, wenn die Schule mäßig besetzt ist. — Das alte Rektorhaus lag im Moraft und hatte niedere Zimmer nach einer dumpfen Gasse, da kauften sie mir dieses und gaben jenes dem Cantor. Hier sehe ich nun aus meiner Gartenlaube über den Fluß Mäme in's Feld und vorne am Thurm vorbei auf den Kirchhof. Die Gegend ist im Sommer recht gut, aber im Winter und Herbst sehr traurig, denn wir haben hier tiefe Marsch, also weder Berge, noch Quellen, noch Wälder. Das Wasser, das wir trinken, sammeln wir von den Dächern und heben's in Tonnen auf. Oft riecht's und muß doch herunter, denn Quellwasser kommt eine Meile weit her. — Meine Erholung vom Karrenziehen ist Ernestine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und dann der kleine freundliche dicke Junge, der täglich klüger wird. Diese stärken mich,

Digitized by Google

image
not
available

Damit die Eldbeich' unſre Marſch
Auch fernerhin beſchirmen;
Auch unſer ſchiefer Kirchenthurm
(Mein Nachbar) hat nicht gerne Sturm,
Sonſt fällt das alte Uebel
Noch gar auf meinen Giebel. —

Später bekamen beide Ehegatten das hartnäckigſte Marſchfieber und ſehnten ſich fort nach einer freundlichern und geſundern Gegend, wo es doch Wald und Quellen und Nachtigallen gebe. Dazu kam nun noch obendrein die Nahrungsſorge. Endlich mußte aber doch einmal für die vielen Einladungen und Ehrenſchmäuſe Revange gegeben werden. Eines Tages beſchloß man wirklich, dieſelbe in's Werk zu richten. Doch es haperte nun an allen Ecken und Enden; da waren keine Teller, keine Gläſer, keine Stühle, — da fehlte ſo viel und ſo Manches, daß es Mütterchen Erneſtine angſt und bange um's Herz wurde. Vater Voß indeß ließ den Muth nicht ſinken und wußte Rath zu ſchaffen. „Nur nicht gleich den Kopf verloren, Erneſtinchen," rief er; „haben wir keine Teller, ſo mache ich's wie mit den Büchern und laſſe eine Anzahl zur Anſicht kommen; fehlen uns Gläſer, ſo habe ich noch viel Schöneres, denn der große Göttinger Pokal ſoll dafür kreiſen; es hat der ganze unſterbliche Hainbund daraus getrunken: Stollberg und der liebe Hölty, Miller, Leiſewitz und Hahn, ja ſelbſt der herrliche Balladenſänger Bürger, und wenn ſolche gottbegeiſterte Lippen ihn berührt und geweiht haben, dann können ſich's unſre guten Hadler nur zur ungeheuer großen Ehre rechnen, wenn ich ihnen dieſen Becher reiche. Nun aber die Stühle, — das iſt ein fataler Punkt!" — „Dafür weiß ich Rath," entgegnete Erneſtine. „Wozu könnten wir deine alten dickbäuchigen Folianten beſſer benutzen?" „Bravo, braviſſimo! Du weiſeſtes, liebſtes Hausmütterchen," rief Voß, in lautes Lachen ausbrechend. „Das iſt ja ein prächtiger Einfall, ein unbezahlbarer Rathſchlag. Unſere gewichtigen Hadler ſollen ſich einmal bei mir mit Leibeskräften auf die alten Claſſiker werfen und es ſoll ihnen ſchon gut bekommen." Jubelnd ward nun in

Digitized by Google

image
not
available

„Nicht mehr ſchauen wir lang euch“, ſingt er in einer Elegie, wenige Zeit vorher ehe er fortgeht:

„Nicht mehr ſchauen wir lang euch ihr Wohnungen ländlicher Freiheit
Durch die Gefilde verſtreut, jede von Eſchen begrünt;
Nicht der trotzigen Aehren Ertrag und des blühenden Rapſes
Gelbe Flur mit grünſchilfigen Gräben geſtreift;
Segnend verlaſſen wir bald dies oceangrenzende Blachfeld,
Welches der Fleiß mühſam brauſenden Wogen entrang.
Oft zwar fordert die Ebb' in des Herbſtnachtſturmes Begleitung
Mit hochbrauſender Fluth zornig ihr altes Gebiet,
Wild ſtieh'n Möven in's Land, mit Geſchrei, das ermattete Pflugroß
Trägt zu des Walls Aufwurf Säcke mit dämmendem Schutt;
Und von donnernden Schleuſen geſchreckt drängt lange die Medem
Strudelnden Laufs in der Geeſt mütterlich Moor ſich zurück,
Häuſern auf ragender Wurte vorbei, wo der Bauer des Sielands
Heimwärts rudert zum torfflammenden Heerde den Kahn.
Ach nun eilen wir bald in Eutins fruchtwallendes Seethal
Ueber Gefilde und Haid und den bewimpelten Strom.
Daß wir, der ſumpfigen Marſch Ankömmlinge, jubelnd die Felder
Wiederſehn wie ſie uns hüpfende Kinder erfreut,
Wo uns ſchattet der Wald, wo Quellgeſprudel uns tränket
Und am Bache den Mai grüßet ein Nachtigallchor.“

Das iſt ein ſo ſchönes anſchauliches Bild des Landes Hadeln, wie man es nicht beſſer geben kann.

Oft genannt lebt noch ein anderer berühmter Mann im Gedächtniß der Hadler, nämlich der arabiſche Reiſende, der alte Carſten Niebuhr, welcher hier im Dorfe Lüdingworth geboren wurde, ſpäter in däniſchen Staatsdienſten ſeine Reiſen durch Syrien, Arabien und Aegypten machte und zuletzt bei ſeinem Schwager, dem Landvogt Boje, in Meldorf lebte, aber häufig ſeine Heimath beſuchte, die er unendlich lieb hatte.

Auch dieſen haben einige alte, noch lebende Hadler perſönlich gekannt und ſeinen intereſſanten Erzählungen zugehört; manche derſelben werden oft wiederholt, namentlich die jenes wunderbaren Zuſammentreffens mit einem hadler Mädchen im Innern der arabiſchen Wüſte.

„Niebuhr war Zeltgaſt eines alten Scheiks und traf dieſen

image
not
available

In Kedingen ist dieselbe niedersächsische Bevölkerung, derselbe Dialekt, dieselbe Bodenkultur und Bauart der Häuser. Man erblickt die bekannten gefugten Fächer, das weiß gemalte Ständerwerk, die hohen, steilen Giebel, die braunrothen Bretterscheunen und die breiten, burggrabenartigen Grafte, welche das ganze Gehöfte umgeben. Auch die Höfe liegen ebenso zwischen ihren üppigen Raps- und Weizenfeldern umhergestreut wie in Hadeln. Im Allgemeinen ist indeß der Boden schon etwas schwerer, und es tritt deßhalb auch die Viehzucht ungleich merkbarer als in vorhin beschriebener Marsch hervor. Sodann wird in neuerer Zeit die Pferdezucht auffallend stark betrieben und eine feine, doch ziemlich schwere vortreffliche Race kultivirt.

An Bildung aber steht der kedinger Bauer dem hadler durchweg nach, so sehr er ihm sonst ähnlich ist. Er ist ungleich derber als jener und trägt nur zu häufig sowohl seinen Reichthum als seine bäurische Derbheit auf eine prahlerische Weise zur Schau.

Auf Schönheit und Eleganz seiner Wohngemächer, Möbel, Equipagen und Gärten hält er viel weniger als der Hadler, ist er aber an öffentlichen Orten, kommt er z. B. nach Otterndorf, Hamburg u. s. w., so fordert er wohl, wie es fast sprichwörtlich geworden, seine „drei Bouteillen Champagner und ein Messer", nämlich um die Flaschenhälse abzuschlagen. Beim Karten- und Kegelspiel kann es ihm so leicht nicht zu hoch gehen; er wirft dann mit Pistolen und blanken Thalern um sich und kauft, wenn er nach Hamburg kommt, für seine Frau die kostbarsten Seidenstoffe. „Aber man jo von de allerbesten und allerschönsten", ruft er dem lächelnden Ladenjüngling zu, „ick bin en kedinger Bur!" —

Dieses „Dickthun" ist aber auch fast die einzige Schattenseite der Kedinger. Sonst stehen sie in keiner Hinsicht andern Marschbauern nach, und selbst jenes rohe, prahlende Gespreize tritt in neuester Zeit schon mehr und mehr vor der eindringenden Civilisation in den Hintergrund. Schon jetzt gibt es unter ihnen höchst

Digitized by Google

image
not
available

Stücken alles wieder abtrat. Bis so weit blieb das Land Kedingen frei und neutral.

Verträge brachten 1216 und 1236 endlich die Markgrafschaft Stade für immer an das bremer Erzstift und von da an strebten dessen Erzbischöfe auf's eifrigste darnach, die üppige kedinger Marsch unter ihren Krummstab zu bringen.

Der kriegerische, habgierige Gerhard II. hatte zu viel mit der Unterjochung der armen Stedinger zu thun, um Kedingen nachdrücklich bekämpfen zu können. Hildebold, der jenem folgte, zog mit einem Heere dahin; aber die Kedinger stellten sich so kriegerisch und entschlossen an ihrer Grenze auf, daß er es für gerathen hielt, nach kurzem Kampfe von fernerem Angriffe abzustehen; erst seinem Nachfolger Gieselbert gelang es, von jenem Lande Besitz zu nehmen, freilich auf eine schmachvolle, hinterlistige Weise. Er stellte sich nämlich, als ob er äußerst freundschaftlich gegen die Kedinger gesinnt sei und an nichts weniger als an ihre Unterjochung dächte. So schrieb er ein glänzendes Turnier zu Stade aus, um unter diesem Vorwande ihm ergebene Bewaffnete, Ritter und Reisige, raublustig wie er selber, in großen Schaaren dort versammeln zu können. Zugleich aber wurden auch alle ersten Bauern Kedingens freundlich von ihm eingeladen, den Festen und ritterlichen Kampfspielen zuzuschauen. Ohne Wehr, arglos und vertrauend, kamen sie in großer Menge herbei, und das glänzende Turnier nahm seinen Anfang. Als die Kampfspiele im vollen Gange sind, ertönt plötzlich ein verabredetes Signal — und im Nu fallen von allen Seiten die eisengepanzerten Männer über die wehrlosen Bauern her. Das mag ein entsetzlicher Augenblick gewesen sein. — Aber es währt nicht lange, so ist er vorüber: eine Menge wackerer Bauern liegt schmachvoll abgeschlachtet in ihrem Blute und Alles ist still. — Dann fielen die bewaffneten Massen in die Marsch selbst ein, die nun ihrer besten Männer beraubt war, und so gelang es natürlich, mit der leichtesten Mühe Alles zu erobern. Mit den Höfen der gemordeten Bauern beschenkte

Digitized by Google

image
not
available

Die meisten jener adeligen kedinger Güter besitzen die Familien v. d. Decken, v. Plate, v. Kleuk, v. d. Reck, v. Issendorf, v. Borstel ꝛc.

Trotz all dem Adel sind indeß die freien Gemeinden geblieben, und da er hier im Lande durchaus keine echte Feudalwirthschaft begründen konnte, weder eigene Gerichtsbarkeit, noch Befreiung von Deichlasten u. s. w. hatte, so ist er auch keineswegs für die Uebrigen drückend geworden. Wurden doch sogar nach Einverleibung Kedingens mit dem Erzstifte mehrere alten Bauerngeschlechter mit zur Ritterschaft gezogen.

Das Land zerfällt in den Freiburger und Bützflether Theil. Wo beide zusammengrenzen, im Kirchspiel Hammelwörden, liegt ein freier Platz, der „Schinkel“ genannt. Auf ihm wählte bis zu den letzten Jahren das Land seine Hauptleute. Das alte, längst erloschene Landgericht wurde im Thurm der Hammelwörder Kirche gehalten. Im Bützflether Theil wird die Civil- und Criminalgerichtspflege durch den Gräven, welchen die Regierung ernennt, und die Hauptleute der Kirchspiele verwaltet. Den Sekretär schlägt das Land vor. Jedes Kirchspiel ernennt drei Hauptleute, meistens einen Adeligen darunter. Civilgerichte wurden in bestimmten Kirchdörfern, Criminalgerichte aber stets in dem Kirchspiele gehalten, aus dem der Verbrecher war, und die summarische Untersuchung hatte der Gräve nebst einem Hauptmann. Nach den Gerichtssitzungen wurde eine gemeinschaftliche Mahlzeit eingenommen, deren Kosten durch die Sporteln gedeckt wurden. Da man aber gern recht gut essen wollte, so wurden die Gerichtstage meistens nicht eher anberaumt, bis so viel Parteien zusammen waren, daß ein gutes Mahl dabei herauskam.

Im Freiburger Theile bekleidet die Grävenwürde wechselweise bald ein Adeliger, bald ein Hausmann. Die Regierung aber bestätigt sie.

Manches ist im Laufe der Zeit von dieser echt germanischen Verfassung verändert worden. So zieht man nicht mehr im Lande

Digitized by Google

image
not
available

diese Niederungen gespült und nach und nach mit Thonboden und Sand hoch bedeckt wurde. Die Weser wirft indeß nirgends solches Treibholz an den Strand.

Der das Holz in Kedingen begleitende Bernstein macht die Sache erst doppelt interessant und doppelt schwierig zu erklären. Gehörte dieser wirklich dem Treibholze an, so wäre dasselbe also noch aus der Braunkohlenperiode und wir hätten es demnach vielleicht mit wirklichen Stämmen der längst aus der jetzigen Pflanzenwelt verschwundenen Pinites succinifera zu thun. Aber wie gesagt, das Räthsel wartet noch seiner Lösung.

VII. Das alte Land.

Stade, die kleine hannöverische Festung an der Schwinge, ist ein langweiliges, nüchternes Nest. Seine Häuser sind nicht neu genug, um elegant, und nicht alt genug, um ehrwürdig zu sein; sie sind nicht groß genug, um zu imponiren, und nicht klein genug, um anzuheimeln; sie sind nicht ländlich und nicht städtisch: sie sind bloß langweilig. Dazu nehme man zwei schiefe, spätgothische Kirchen voll wüsten Zopfgerumpels, ein perückenstyliges Rathhaus, ein altes schwedisches Zeughaus, ein paar Kasernen und andere öffentliche Gebäude und endlich noch ein recht einladend blickendes Zuchthaus. Das ist Stade.

Auch in historischer Beziehung hat es nie große Bedeutung gehabt; aber es ist einmal die schönste Frau des Jahrhunderts daraus hervorgegangen, eine Frau,

„Vor welcher selbst die Sonn' sich schamroth tief verkreuchet,
Dieweil ihr Sonnenschein nicht halb dem Deinen gleichet,
Ja, es war Nacht umher, eh' Dich die Welt gekannt;
Aurora wurdest Du darumb mit Fug genannt," —

wie ein alter sächsischer Hofpoet jene Aurora von Königsmark besingt, die hier geboren wurde.

Die Stadt hat übrigens eine vortreffliche Lage. An der durch den üppigsten Wiesengrund sich windenden kleinen Schwinge gelagert,

Digitized by Google

image
not
available

Doch auch die Zeit der Reife, wenn die Kirschbäume glühen und funkeln von all' den scharlachnen Früchten, oder wenn die Tausende rothbackiger Aepfel überall aus dem Grün hervorlachen, während unter ihnen schöne gelbe Kornfelder wallen, oder bunte Viehschaaren im hohen Klee ruhen, berührt mit ihrer Fülle und Ueppigkeit unendlich wohlthuend.

Der humusreiche, gar nicht bindige Boden und das mildeste aller norddeutschen Marschklimate, welches durch die gegen die Seewinde gesicherte Lage hervorgerufen wird, befördern den Obstbau ungemein, der denn auch, nebst der damit zusammenhängenden Schifffahrt, die Hauptnahrungsquelle des Landes bildet und weit und breit berühmt ist.

Altländer Obst sieht man nicht nur in Hamburg und Bremen, man begegnet ihm in Amsterdam wie in Kopenhagen, in London wie in Danzig, ja blonde Schweden in Stockholm und bärtige Russen in Petersburg schmausen altländer Aepfel, und mit jedem Jahre vermehrt und erweitert sich der betreffende Handel.

Es ist nichts Seltenes, daß Bauern in einem Jahre für 7 bis 800 Thaler Obst verkaufen. Mir erzählte ein Landmann, er allein habe oft in einem Jahre für 500 Thaler an Kirschen versandt. Getreidebau und Viehzucht ist von geringerer Bedeutung. Es gedeiht zwar Korn und Raps auf's Trefflichste, doch haben die Sämereien sehr von Vögeln zu leiden, die der reiche Baumwuchs anlockt, und die Viehrace des Landes ist eben nicht sehr schwer, vielmehr fein und gleicht sehr der jütischen. Jeder, der nicht Bauer ist, ist entweder Schiffer oder Obstpflücker.

Zwischen jenen Obstwaldungen stehen reihenweis an den Wegen die freundlichen, farbenbunten Bauernhäuser. Dicht zusammengebaute Dörfer, wie in den Wesermarschen, hat das alte Land nicht; man kann, in der Nähe der Häuser bleibend, oft stundenweit wandern, ohne zu merken, wo das eine Dorf endet und das andere beginnt. —

Es ist noch gar nicht entschieden, woher die Gegend ihren

Digitized by Google

image
not
available

dieſen Theil des Hauſes mit ſeiner Dreſchdiele und den Viehſtällen den vordern.

Beim Altländer iſt es gerade umgekehrt. Hier liegt der Haustheil, der die Wohnzimmer enthält, an der Straße und heißt vorn, während Dreſchtenne und Ställe von ihr abgekehrt ſind. Ein Weg zur Seite des Hauſes, der meiſtens durch ein eigenthümliches bedecktes Thor führt, ſetzt den Wirthſchaftstheil des Gebäudes mit der Straße in Verbindung.

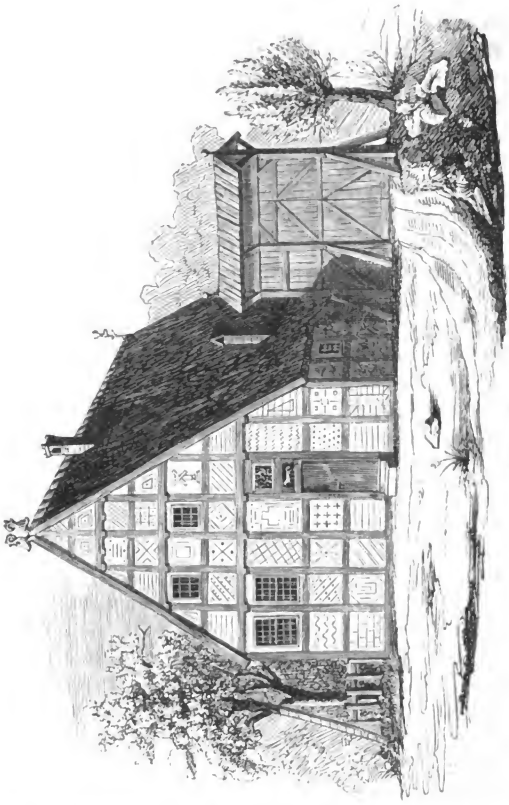
Maſſive Mauern hat man faſt gar nicht. Alles iſt Fachwerk, aber auch das zierlichſte, das man ſehen kann. Die Seite, wie die Façade mit der großen Hausthür wird zwar ziemlich einfach und ſchlicht gehalten, nach der Straße zu aber entfaltet ſich eine Architektur, die ſo bunt, ſo formenreich und ſo eigenthümlich iſt, daß ſie eine nähere Schilderung verdient.

Zuerſt fällt das in den Fächern enthaltene Gemäuer in die Augen. Etwas Sorgfältigeres und Zierlicheres läßt ſich kaum denken. Jedes Fach nämlich iſt ſo künſtlich gemauert, daß es wie buntes Moſaikwerk ausſieht; keins iſt wie das andere, ſondern die mannigfaltigſte Verſchiedenheit herrſcht dabei. In dieſem Fach ſind z. B. ineinander geſchachtelte Quadrate, in jenem Rauten, im dritten Zickzackfiguren, im vierten Kreuze, im fünften Dreiecke, im ſechsten Sterne, häufig kommt auch das gemauerte Bild einer Windmühle vor und ſo geht es, nie ſich wiederholend, im bunteſten Spiel bis in die höchſte Giebelſpitze. Das Ständerwerk, das dieſe Fächer einrahmt, iſt ſtets mit hell leuchtenden Farben bemalt, meiſtens hellgrün und weiß, mitunter auch geſchnitzt und dann Blätterwerk, Thiergeſtalten und groteske Larven zeigend, dies jedoch nur bei ſehr alten Häuſern. In ſolchen ſieht man auch noch Bleifenſter, deren Scheiben allerlei Muſter bilden, was ſehr mit dem Ganzen im Einklang ſteht. Doch meiſtens haben ſie großſcheibigen, modernen Fenſtern weichen müſſen.

Der hervorleuchtendſte Theil des Untergeſchoſſes aber iſt die ſtattliche hellgrüne Thür mit dem großen bunten Prachtfenſter darüber.

Digitized by Google

image
not
available



Altländer Bauernhaus.

ſpruch. Oft iſt dieſer höchſt originell, kernhaft und voll frommer Einfalt und die älteſten derſelben ſind natürlich plattdeutſch. So las ich an einem Hauſe: „Dat ewige Got maket rechten Mot“,

Digitized by Google

image
not
available

und deutlich. Dieses Schwanenzeichen ist in ethnographischer Hinsicht sehr bedeutsam. In keiner Marsch noch Geest, weit und breit umher, finden wir es. Erst in einer Gegend Nordstanderns tritt es wieder auf, ist aber hier schon dem Verlöschen nahe.

Aus dem Dache endlich, das stets von Stroh ist, ragt etwas seitwärts vom Giebel ein schlanker, zierlicher Schornstein mit Seitenöffnungen empor, zu welchem sich weiter unten oft noch ein zweiter gesellt.

Auch im Inneren der Häuser tritt uns überall eine echt niederländische Farbenliebhaberei entgegen. Wie in den anderen Marschen ist auch hier fast immer bei größeren Häusern die Dreschdiele von dem Raume, an welchen die Zimmer stoßen, durch eine Wand (Windfang) getrennt. Hier, wie in den durchweg niedrigen Stübchen, leuchtet alles im buntesten Farbenschmucke, sei es nun Decke, Wand, Fensterrahmen oder Thüre. Die Wände sind auch zuweilen nach holländischer Weise mit den bekannten weißen und bunten Fayencefließen belegt und an der Thüreinfassung sieht man sogar oft altes, schönes Schnitzwerk in reichster Fülle. Maler von Profession gibt es dennoch nur wenige im Lande. Der altländer Bauer streicht und pinselt selbst Jahr aus Jahr ein an seinen Häusern, daher denn auch selbst die allerältesten ein immer neues, glänzendes Aussehen haben. —

Der Fremde, der ein Haus betritt, muß sich nicht daran stoßen, wenn er trotz des „Willkamen", das ihm stets als Gruß entgegen tönt, nicht immer gleich die freundlichsten Gesichter und die zuvorkommendste Aufnahme findet.

Ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen jeden Fremden und deshalb häufig eine Art von Kälte und Schroffheit ist ein Hauptcharakterzug des Altländers. Aber ein zweiter und eben so starker ist seine Eitelkeit und vor Allem sein Heimathsstolz. Schmeichelt man ihm in diesem Punkte, so hat man gewonnenes Spiel. So wie man z. B. nur ein reges Interesse für die Gegend, für Sitten und Einrichtungen zeigt, so erheitert sich jedes Gesicht mit einem

Digitized by Google

image
not
available

das Gepräge der früheſten Renaiſſancezeit trugen, ja ſelbſt etwas Spätgothiſches an ſich hatten und unbedingt in die erſte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts zu ſetzen waren. —

Die Farbenluſt des alten Landes dringt ſogar bis in die Kirchen. So papageienbunt wie hier oft das Innere derſelben iſt, ſieht man es anderwärts nirgend; doch ſind ſie niemals ſehr alt und haben wenig Merkwürdiges aufzuweiſen. Ihre Gebäude ſtammen durchweg aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert und ſind von Backſteinen. Alte, cyklopiſch gemauerte Granitkirchen, wie wir ſie im Lande Wurſten finden, giebt es hier nicht.

Ebenſo haben auch die Kirchhöfe lange nicht das Intereſſante wie in anderen Marſchen. Faſt alle Grabſteine ſind liegende Platten, die in der Mitte den Gekreuzigten zeigen, zu deſſen beiden Seiten die Hinterbliebenen des im Grabe Ruhenden knieen. Mönchsſchrift findet ſich nirgend. Jene bildliche Darſtellung aber iſt faſt in allen Marſchen beliebt, doch nur an aufgerichteten Steinen, deren andere Seite dann Familienwappen trägt. An dieſen jedoch fehlt es im alten Lande, außer bei den wenigen adeligen Geſchlechtern, gänzlich.

Auch die Verſchiedenheit des Geſichtstypus der Altländer von dem anderer Marſchbewohner tritt uns auf den erſten Blick entgegen. Faſt nie finden ſich hier die derben, fleiſchigen Geſtalten, die rundligen, vollen, gerötheten Geſichter und mächtigen Glieder der Wurſter, Vieländer und Wührder. Im Gegentheil ſind hier die Männer ſehr ſelten groß und ſtark und haben durchweg ſchmale Geſichter, ſcharf ausgeprägte Züge, eine gerade oder etwas gebogene Naſe und ſtarke Branen, unter welchen oft die ſchlaueſten Augen hervorblicken.

Die Frauen und Mädchen aber ſind unbedingt die ſchönſten aller Marſchen. Nirgend habe ich ſolch ein Ebenmaaß des Ganzen, nirgend ſo zierliche Hände und Füße, nirgend eine ſo wunderſchöne, zartweiße und friſchroſige Hautfarbe geſehen. Man erblickt Geſichter vom feinſten Schnitt und Augen ſo zauberhaft tiefblau, als ob ein Paar Tropfen Himmel in ſolch ein Antlitz

Digitized by Google

image
not
available

Die Hauptschattenseite seines Charakters ist leider ein starker Egoismus, der sich mitunter in wahrhaft entsetzlicher Härte kund giebt. Im Handel ist er schlau, gewandt und vorsichtig und gegen Fremde, wie gesagt, mißtrauisch und verschlossen. Die Frauen sind jedoch ungleich milder, gütiger und liebenswürdiger als die männliche Bevölkerung.

Bei der starken Liebe zum Althergebrachten ist es sehr auffallend, daß hier fast gar keine alten Taufnamen vorkommen, die in anderen friesischen Marschen doch so zahlreich vertreten sind. Es giebt hier keine Edlef, Detlef, Nedlef, Nicklef wie in Nordfriesland, keine Ede, Eide, Siebe, Siade, Tante u. s. w. wie im Lande Wursten, keine Allmer, Eimer, Allrich, Wiriech wie in Osterstade; keine Ummo, Lubbe, Hedde, Fedde, Haje wie im Butjahdingerlande. Und seine alten Taufnamen sind doch stets das Letzte, was ein Volk aufgiebt. Mögen sonstige Sitten und Trachten längst der Mode und Civilisation unterlegen sein, der alten Namen schämt man sich nicht so bald, und wenn von den ersteren die letzte Spur verschwunden ist, nennt der Vater noch immer gern seinen Sohn wie der alte Großvater hieß. Wie viel mehr sollte nun nicht dieses so sehr am Alten hängende Volk die Namen der Vorfahren in Ehren halten!

Dieser Umstand ist in der That höchst bedeutsam. Es wird längst als eine ausgemachte und unbestreitbare Thatsache angesehen, daß die Bewohner eingewanderte Holländer, also vom Friesenstamme seien. Wären sie das aber wirklich, so würden sie, wie mit Bestimmtheit anzunehmen ist, gleich den übrigen Marschfriesen auch noch ihre alten friesischen Namen führen.

Ich möchte daher die Vermuthung aussprechen, daß sie weder dem Friesenvolke noch dem Sachsenstamme angehören, sondern höchst wahrscheinlich „Flamänder" sind. Zu dieser Meinung dürften manche nicht zu verachtende Umstände wohl berechtigen, vor Allen aber das alte Schwanenzeichen der Häuser, welches weit und breit umher nicht vorkommt und, wie schon gesagt, erst in Flandern sich

Digitized by Google

image
not
available

ſpendet und das roſinenſchwarze Hochzeitsgebäck koſtet; auch dieſer Tag vergeht in lebendigſter Fröhlichkeit.

Am Abend kommt, hoch auf Wagen gethürmt und von vier geſchmückten Pferden gezogen, unter Peitſchenknall, Muſik, Piſtolenſchießen und Halloh, in vollem Galopp die Ausſteuer der Braut angefahren. Man kann kaum Stattlicheres ſehen als dieſe Ueberfülle, dieſe bunten, ſchweren Leinenkoffer, den mächtigen, blanken und geſchnitzten Kleiderſchrank, die ungeheuren Gebirge von Bettzeug, die alterthümlichen rothen Tiſche und gedrechſelten Stühle. Hoch oben endlich prangen bekränzt und bebändert die Symbole häuslicher Arbeit und Reinlichkeit: Spinnrad und Beſen. Der Bräutigam beginnt nun — ebenfalls ſtreng herkömmlich — ſcherzweiſe mit dem Knecht um die Ausſteuer zu handeln und erhält ſie endlich, nachdem er verſprochen hat, ſein künftiges Weibchen hoch in Ehren zu halten, für ein Trinkgeld und einen Schnaps.

Braut in altländer Hochzeitstracht.

Am nächſten Morgen wird im feſtlichen Zuge die Braut heimgeführt. Sie iſt nach Landesſitte ſchwarz gekleidet und trägt die mächtige Brautkrone. Dieſe iſt ein fabelhaftes Ding, nämlich ein wahrer Wald von künſtlichen Blumen, Früchten, Zitternadeln, Gold- und Silberkugeln; ſie geht oft tief in die Augen, rings um den Kopf und hat oben endlich ein paar mächtige, aufſtehende Windmühlenflügel von Goldbrokat, die dem Ganzen das abenteuerlichſte Anſehen geben. Dieſe Krone muß der Prediger des Orts halten und die Miethe dafür,

Digitized by Google

image
not
available

Altländer Frauentracht.

weiße, fußlange und dütenförmige Kopfbedeckung, getragen, die indeß seit den letzteren Jahren mehr und mehr verschwindet. Die Tracht der Männer hat dagegen wenig Besonderes.

Neigt sich der Hochzeittag zu Ende, so beginnt der alterthümliche Ehrentanz, zu welchem Braut und Bräutigam ihre liebsten Bekannten als Tänzer wählen. Es ist dies gleichsam ein Abschiedstanz, ein Tanz, mit dem sie der freien, frischen Jugendlust Lebewohl sagen. Sodann setzt sich die Braut oben an die Tafel und breitet ein feines, weißes Tuch auf ihrem Schooße aus. Die Musik spielt: „Nu gewt de Gaw", eine alte Landesweise, und Jeder eilt hin, ihr die Hochzeitgabe, ein Geschenk an Geld oder Silberzeug zu reichen. Sie nimmt Alles in das Tuch zusammen und der Bräutigam handelt es ihr herkömmlicherweise zum Scherz ab. Oft kommen 4 bis 500 Thaler dabei zusammen. Zum Schluß wirft die Braut noch das Tischtuch von sich und sieht dann aus der Richtung seiner Zipfel, welche von den Mädchen die nächste Hochzeit feiert.

Hiermit sei meine kleine Skizze über dieses eigenthümliche Land geschlossen. Wenn ein Volk, das rings durch hemmende Naturgrenzen, Gebirge, Sümpfe oder Meer geschützt ist, vor dem Alles nivellirenden, alle Ecken der Eigenthümlichkeit abrundenden Weltgetriebe seine alte Weise bewahrt, so ist das eine Erscheinung, der wir überall begegnen können; aber das Beispiel der Altländer, eines Volkes, das so nahe den Grenzen der Civilisation und Cultur wohnt, täglich so in die unmittelbarste Berührung mit dem Welt-

Digitized by Google

image
not
available

Strandläufern und Regenpfeifern, bald aus fruchtbarem, grasbedecktem Thonboden bestehend.

Durchaus verschieden vom rechten stellt sich das linke Weserufer dar. Während dort hohe, sandige Geest ist, dehnt sich hier, oft noch niedriger als der Wasserspiegel, die weite Marschebene. Fast ganz ohne Vorland sieht man den noch nicht sehr hohen Deich hart an den Strom treten, den Fuß geschützt vor den ewig spülenden und wühlenden Fluthen durch eine Menge kurzer Schlengen. Hier und dort erscheint ein Schiffswerft und hinter ihm schauen in langen Reihen die Giebel kleiner, rohrbedachter Häuser hervor.

Beim Dorfe Wersleth, dessen kleines, altes Kirchlein hoch vom Deiche über Strom und Land schaut, legt der Dampfer an eine Landungsbrücke. Wir steigen aus, schauen über den Deich — und vor uns liegt jene Gegend, deren Geschichte, Land und Leute uns jetzt beschäftigen sollen — das Stedingerland. —

Das Eigenthümliche und Unterschiedliche dieser Marsch ist im Grunde zu unbedeutend, um dem Fremden sogleich in die Augen zu fallen, und auch die Bewohner unterscheiden sich nur unwesentlich von den Insassen der benachbarten oldenburgischen Marschen. Ihre Geschichte aber und darin jene Katastrophe, die jeder gebildete Deutsche kennt — der Stedinger Kreuzzug — ist so groß und bedeutsam, so furchtbar und tramig, daß in dieser Hinsicht, wenn von Friesenkraft und Friesenschicksal die Rede ist, Stedingen obenan steht und zuerst genannt werden muß.

Unter dem Namen Stedingerland begriff man im Mittelalter einen ungleich größeren Landbezirk, da auch die auf dem rechten Weserufer liegende Marsch Osterstade, deren Bild wir schon früher zu geben versuchten, dazu gehörte. Letztere hieß zu jener Zeit Osterstedingen (Stedingia orientalis), zum Unterschiede von dem westlichen Stedingerlande (Stedingia occidentalis), welches wir jetzt betrachten wollen und das in der heutigen Volkssprache schlechtweg Stegeland heißt.

Digitized by Google

image
not
available

archimedischen Schraube oder eines Paternosterwerks das Wasser aus dem niedrigen Lande hebt und über die Deiche in irgend einen jener Flüsse gießt.

Ueber zwanzig solcher wasserhebender Windmühlen besitzt jetzt das Land. Es sind ansehnliche, steinerne Gebäude mit hohem Schilfdache und mächtigen Flügeln, so daß sie vollkommen einer stattlichen holländischen Kornmühle gleichen. Jede dieser Mühlen entwässert einen gewissen, von Deichen umgebenen Bezirk, auf dessen Ländereien nach ihrem Größenverhältniß die Bau- und Unterhaltungskosten der Mühle ruhen. Außerdem sind auch noch eine Menge kleinerer Privatmühlen von sehr einfacher Construktion beschäftigt Wasser aus dem Lande zu heben, so daß man überall ringsum drehende Flügelkreuze erblickt.

Die großen, einzeln liegenden Bauerngehöfte der anderen Marschen finden sich in Stedingen selten und überhaupt trifft man nie den Reichthum und die Ueppigkeit wie bei den Hausleuten des Stad- und Butjahdingerlandes; aber dagegen tritt einem hier eine wohlthuende Vertheilung des Grundbesitzes entgegen. Giebt es hier nicht so viel Reiche, so sucht man auch fast vergebens nach Armen im Lande, und die Armenverhältnisse sind kaum in irgend einer Marsch günstiger als gerade in Stedingen. Die Stedinger sind die solidesten, fleißigsten, gefälligsten und wohlgesittetsten Leute, die man finden kann, dabei eben so fern von Indifferentismus, wie von roher Dickthuerei — beides Eigenschaften, die in anderen Marschen leider nicht selten angetroffen werden. Auch herrscht, nach ihrer Art natürlich, eine gewisse wohlthuende Intelligenz unter ihnen, und die treffliche Bürgerschule im nahen Flecken Esfleth, auf der jetzt die meisten jungen Bauernsöhne ihren Unterricht empfangen, bürgt für eine noch fortwährende Hebung der Bildung.

Aus keiner Marsch, das alte Land allenfalls ausgenommen, gehen so viele Matrosen hervor, als aus Stedingen. Wer nicht Landmann oder Handwerker ist, fährt zur See. Diese und die

Digitized by Google

image
not
available

Wiedersehen, Leid und Lust. — Und eben darin ist auch vielleicht der Grund zu suchen, daß die Ehen der Seeleute so oft wirklich musterhaft genannt werden können. Das glückliche Wiedersehen des Gatten nach so häufiger, langer Trennung muß wohl die Liebe warm erhalten. Namentlich unsere Wesermatrosen sind fast immer die treuesten, liebevollsten Gatten, die es nur geben kann, und dabei vor allen wieder die Stedinger, durchdrungen von einem wohlthuend religiösen Sinne. In keiner Marsch sind allsonntäglich die Kirchen so gefüllt als hier. Wenn ein Matrose heim ist, geht er auch sicherlich jeden Sonntag in seiner blauen, vielknöpfigen Staatsjacke in „de leve Gott's Kark", wie er sagt, und wirft am ersten Sonntag, den er in seiner Heimath feiert, als Dankopfer für glückliche Heimkehr ein tüchtig Stück Geld in den Klingelbeutel. Während seiner Reise aber läßt er stets von der Kanzel für sich beten und es nehmen diese in der ganzen Gegend üblichen Fürbitten, die für den Pfarrer eben so einträglich, wie für den Zuhörer langweilig sind, fast immer den größten Theil des Kanzelgottesdienstes ein. —

Aber nicht allein, daß aus dem Lande so viele Matrosen hervorgehen: Stedingen hat sogar seine eigene Rhederei, die von Jahr zu Jahr im besten Zunehmen ist. Schon seit 20 Jahren bildeten sich Gesellschaften, meistens aus Bauern bestehend, um Grönlandsfahrer auszurüsten, und da die ersten Speculationen mit Erfolg gekrönt waren, wurde die Lust zum Rhedern bald und namentlich im letzten Jahrzehnt so allgemein, daß jetzt kaum mehr ein wohlhabender Bauer im Lande ist, der sich nicht an einem oder dem anderen Schiffe durch Aktien betheiligt hätte.

Auch der Schiffsbau ist nicht unbedeutend und es laufen von den hiesigen Werften alljährlich eine Menge Schiffe, von der stolzesten Brigg an bis hinab zur kleinsten Flußjolle. Handel und Schifffahrt bilden daher nebst Landwirthschaft und Viehzucht überall die Hauptunterhaltung, und es ist also kein Wunder, wenn bei solchen Anregungen die Stedinger ganz andere Bauern geworden

Digitized by Google

image
not
available

und darunter namentlich der um die Mitte jenes Jahrhunderts lebende Graf Otto I. friesische Colonisten in das noch fast unbewohnte Land gerufen und vereint mit den bremischen Erzbischöfen die Verhältnisse der neuen Anbauer geregelt und festgestellt haben soll. Es wird also zu vermuthen sein, daß Erzbischof und Graf sich in die geistlichen und weltlichen Hoheitsrechte des Landes theilten. Die oldenburgischen Grafen erbauten bald darauf zur Wahrung dieser Rechte zwei feste Schlösser und Burgen im Lande, die Leuchtenburg und die Burg Liene, in welchen ihre Vögte und Burgmänner wohnten, und auch die Erzbischöfe legten einen festen Sitz, die Burg Schlüter, an.

Die Abgaben der Stedinger waren indeß äußerst gering. Von angebautem Lande gab man von jeder Hufe (21,000 Quadratfuß) jährlich nur einen Denarius (18 Pfennige) und außerdem von den Früchten den Zehnten. Eine Menge Rechte, Freiheiten und Privilegien gab es. Mit dem Grundbesitz konnte man frei schalten und walten; selbstgewählte Richter schlichteten nach altem Friesenrecht die inneren Streitigkeiten und das ganze Land diesseits und jenseits der Weser führte als allgemeines Zeichen ein Siegel mit dem Bilde des Schutzpatrons St. Aegidius und der Unterschrift: Stedingorum commune sigillum.

Eine Menge Anbauer, fast nur Friesen, zogen herbei und rasch kam die junge Kolonie unter so günstigen Verhältnissen empor. Kaum sind hundert Jahre vergangen, so finden wir das Land schon ungemein bevölkert. Der Friede zwischen den Stedingern und ihren Schutzherrn währte indeß nicht sehr lange. Bald sehen wir die Letzteren wie sie übermüthig und gestachelt von Habsucht und Herrschgelüste eine von ihren Vorfahren gegebene Freiheit nach der andern, ein Privilegium nach dem andern anzutasten und zu beseitigen suchen. Die festen Sitze derselben sehen wir bald in drohende Zwingburgen verwandelt; rohe Burgvögte lassen sich die gröbsten Ausschweifungen und Verbrechen zu Schulden kommen und mischen sich auf die anmaßendste Weise in innere Angelegenheiten

image
not
available

gegen Bremen hin das schon von der Natur durch die vielen Sümpfe geschützte Land durch breite und tiefe Gräben noch mehr befestigt und schlugen alle Angriffe kräftig zurück, wagten sogar, unterstützt durch die Rüstringer (die Friesen im nördlichen Butjahdingen), das feste Schloß zu Oldenburg zu belagern, wurden hier aber blutig abgewiesen.

Auch mit ihren Verbündeten kamen sie bald in Fehde und waren auch in dieser nicht eben glücklich. So dauerten Kämpfe und Unruhen ein ganzes Jahrhundert. Im Jahre 1219 hatte Gerhard II., einer der stolzesten, kriegerischsten und herrschsüchtigsten aller Kirchenfürsten, den erzbischöflichen Stuhl bestiegen und dieser wollte mit aller Macht das Volk bändigen, mit Einem Schlage allen ferneren Erhebungsversuchen ein Ende machen. Er rüstete 1230 ein starkes Heer aus, Graf Burghard v. Oldenburg hatte ebenfalls eins gestellt und mit einem dritten erschien des Erzbischofs Bruder, der Graf Herrmann v. d. Lippe. Im December jenes Jahres rückten die drei vereinten Heere in's Land. Die Stedinger hatten einige Hülfe von Herzog Otto v. Lüneburg erhalten, waren jedoch ungleich schwächer an Streitkräften als ihre Gegner. Indessen rückten sie diesen muthig entgegen. Gerade am Tage vor Weihnachten kam es bei Hemmelskamp zur Schlacht. Die Stedinger griffen das feindliche Heer zuerst an und drangen so wüthend vor, daß jeder Widerstand vergeblich war und in kurzer Zeit das ganze vereinigte Heer in wilder Flucht auseinander stob. Graf H. v. d. Lippe lag erschlagen auf dem Felde, viele Ritter waren mit ihm gefallen und eine große Zahl Krieger. Die Stedinger aber hatten diesmal äußerst wenige Todte und feierten Psalmen singend auf blutgedüngter Wahlstatt eine jubelvolle Christnacht. —

Das war ihr letzter Sieg und wir kommen nun zu jener großen Katastrophe, die dem Volke den Untergang brachte, seinen Namen aber für ewige Zeiten unsterblich machte, dem Kreuzzug.

Gerhard brütete furchtbare Rache und bald sollte ein günstiger

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

aus, sondern drangen auch bald selbst so wüthend vor, daß sie sogar die eisenfesten Schaaren des Feindes zuweilen zum Wanken und Weichen brachten.

Der Herzog von Brabant wich zuerst, Graf Heinrich von Oldenburg stürzte schon zu Anfang der Schlacht mit dem Pferde und ward mit dem Schwerte erschlagen. Andere Ritter aber drangen desto gewaltiger vor.

Den ganzen Tag hindurch wogte und wüthete das grausige Ringen, bald vorwärts, bald zurück. Tausende waren gefallen und tränkten mit ihrem Blute die grünen Wiesen; der Abend dämmerte bereits und noch war nichts entschieden. — Da fiel plötzlich Graf Diedrich von Cleve mit seinen Reitern den armen, verzweiflungsvollen und schon ermattenden Bauern in die Flanke, Alles vor sich her zermalmend und zersprengend. — Nun war die Arbeit bald gethan.

Die drei tapferen Führer der Heldenschaar, über 6000 Männer und viele Frauen und Jungfrauen lagen bleich und blutend auf dem Felde, als die Nacht herabsank; aber auch 4000 Kreuzfahrer waren gefallen, unter ihnen Heinrich von Oldenburg und Graf Wilhelm von Egmont.

In Warfleth, wo jetzt hart an der Weser ein Kirchlein hoch vom Deiche in's Land und über den Fluß schaut, begrub man, wie es heißt, die gefallenen Stedinger in gemeinsamer Gruft.

Die Sieger aber fanden im Lande wenig Beute. Große Schätze und Reichthümer hatte das Volk nie gehabt; seine Freiheit war sein höchstes Gut gewesen. Die Höfe, Heerden und Ländereien der Erschlagenen schenkte der Erzbischof den Kreuzfahrern und Anderen zum Lehen und Meierrecht, wie er's im vorigen Jahre im südlichen Osterstade gethan, und erloschen war damit hier wie dort Friesenstamm und Friesensitte und alle Sagen und Nachrichten, die im Munde des Volkes lebten seit alten, längst vergangenen Zeiten.

So war denn das große und traurige Drama zu Ende und

image
not
available

Hude zu besuchen. Zwar befinden sich dieselben auf der n
Geest und ihre Schilderung würde somit im Grunde außer
Bereiche dieses Marschenbuches liegen; ich kann es mir indeß
versagen, dennoch den Leser zu diesen Kirchenruinen zu füh
denn nicht nur, weil sie die allereinzigsten in der ganzen nord
schen Ebene sind, sondern ihrer wirklich malerischen Schönheit
kunsthistorischen Bedeutung halber verdienen sie wahrlich bekan
und besuchter zu sein, wie sie bisher waren.

Um von Bremen am zweckmäßigsten hin zu gelangen, fährt
mit dem Dampfschiffe bis Warfleth und wandert von da ab
Fuße. Erst bleibt man eine Zeit auf dem Deiche; zur Rec
den segelbelebten Strom. Das jenseitige Ufer, anfangs reich
hell leuchtenden Ziegelhäusern, Mühlen, rauchenden Fabriken
Schiffswerften belebt, zieht sich bald als ein ganz kahler, steil
fallender Sandabhang hin — und dort wo jetzt, ganz verein
liegend, seit einigen Jahren eine bedeutende Fayencefabrik
schwarzen Rauchwolken zum Himmel steigen läßt, stand einst
Wittenburg. Erzbischof Gerhard II. hatte es im Jahre 1221,
trieben von Herrschgelüsten und Habsucht, gewagt, hier durch
Erbauung einer Feste und durch Sperrung des Stromes vermitt
Pallisaden und Ketten einen Zoll für alle stromaufwärts gehen
Handelsschiffe zu errichten. Aber die Bürger und Kaufleute
Stadt Bremen lehnten sich mit gerechtem Unwillen gegen eine sol
Anmaßung auf, zersprengten die Sperrketten durch ein mit vol
Segeln darauf losgelassenes Ballastschiff und machten so nicht n
mit Gewalt die Fahrt frei, sondern nahmen auch die Burg e
brachen sie ab und pflasterten mit dem trefflichen Material d
Straßen.

Eine halbe Stunde stromabwärts tritt sodann die Geest zur
und die Marschen bilden nun auch die rechten Weserufer.

Zur Linken hat man die weiteste Aussicht in's grüne Stedinge
land mit seinen Wassermühlen, seinen Canälen und Binnenflüsch
und den Weidenreihen seiner Fahrwege, Alles bunt und belebt v

image
not
available

image
not
available

image
not
available

keine Spur; hatte sie solchen, so mußte es wohl nur ein Dachreiter gewesen sein.

Bis auf ein paar einzelne sandsteinerne Baustücke ist das ganze Material der Kirche nur rother, gebrannter Backstein, aus dem auch alle Gesimse, Profilirungen, Gurten, Säulchen, Capitäle und Consolen bestehen, und während Alles dieses, so wie auch die Laibung der Bogen, die natürliche Farbe zeigt oder auch wohl hie und da, namentlich an den Gliederungen, mit buntglasirten Steinen geziert ist, erscheinen die schlichten Wandflächen mit grauer Tünche bedeckt, was sicherlich von bedeutender Wirkung war. Alle Ornamente sind in vortrefflicher Weise ausgebildet und angeordnet. Was aber namentlich unsere volle Bewunderung verdient, sind die wunderschönen Consolen, auf welchen hier und dort die Wandbögen ruhen und man kann kaum etwas Anmuthigeres und Reizvolleres finden als diese thongeformten Steinblüthen. Hier zeigen sie Thierlarven, da reich gebildetes Blätterwerk, dort wieder Engelsköpfchen oder lockenumwallte Frauengesichter, die mit so holdseligem, so innigem und mildem Ausdrucke von ihrer Höhe herniederschauen, daß es ordentlich herzerquickend ist, sie anzusehen. — Und das Alles sitzt nun da oben frei, über 300 Jahre, allen verderblichen Einflüssen eines rauhen, feuchten Klimas preisgegeben und hat trotzdem eine Schärfe der Conturen bewahrt, die zum Erstaunen ist.

Was übrigens vor allen anderen Dingen diese Ruine in kunstgeschichtlicher Hinsicht so unendlich bedeutsam macht, ist der Umstand, daß dieser Bau durchaus von allen übrigen norddeutschen backsteinernen Bauten gothischen Styls abweicht und bei näherer Untersuchung ganz entschieden jene Ausbildung zeigt, wie wir sie nur bei den Kirchenbauten Frankreichs wiederfinden, so daß er hierin sicherlich wohl das einzige Beispiel wenn nicht in ganz Deutschland, so doch in dessen Norden sein dürfte.

Dieses Aufsteigen in gesonderten Etagen, das dadurch bewirkte entschiedene Hervortreten der Horizontallinien, die Arkadendekoration, die Form mancher Consolen und Profile — Alles erinnert auf's

image
not
available

rings emporragen aus schattigem Sumpfboden mit ihren urgewaltigen, grauen und grandios geschwungenen Leibern und dem wildtrotzigen Geknorr der Aeste, und an den dazwischen stehenden Buchen, die so seltsam verwachsen, so grotesk, phantastisch und fratzenhaft mit hellgrauer Rinde aus dem Dunkel schauen, daß man sich in einem alten Zauberwalde wähnen sollte.

Manche Eichen sind halbe Ruinen, deren kahle Aeste geisterhaft und wie bleiche Gebeine aus dem Blättergrün starren, und Stämme giebt es von solcher Mächtigkeit, daß sechs Männer sie kaum mit den Armen umklaftern können. Wer mag wissen, wie viele Jahrhunderte über diesem Walde hingegangen sind, ob in seinem Düster nicht noch Bär und Elen und Auerochs hausten, ob nicht gar schon aus ihm Harfenklang und Opferglut aufstiegen zu den alten Göttern.

Eine kleine Strecke oberhalb des zwar nicht großen, aber durch Handel, Schiffbau, Rhederei und damit in Verbindung stehende Seilereien, Kettenschmieden, Segelfabriken u. s. w. äußerst lebhaften Ortes Elsfleth ergießt der kleine Huntefluß seine braune, moorgefärbte Fluth in die Weser, zugleich die nördliche Grenze des Stedingerlandes bildend, und es entsteht hier durch das Zusammentreffen der beiden Flüsse eine Art von Werder.

Keinem gebildeten Deutschen sollte dieser kleine Fleck Erde gleichgültig sein. War er doch einst Zeuge einer Begebenheit, wie sie nur ein schmachvolles und trauriges Jahrhundert des empörendsten Fürstendespotismus, wie es das vorige war, geschehen lassen konnte. Wie ein edler Hirsch, den die blutlechzende Meute verfolgt, wurde bis hieher in entsetzlicher Todesangst einst ein deutscher Dichter gehetzt und ein Herz, so tief, groß und herrlich wie je eins geschlagen, rang hier in jäher Verzweiflung. Aber gerade im Augenblick der höchsten Noth war hier die Rettung — die Freiheit am nächsten. Wer sollte ihn nicht kennen, um dessen Haupt hier die Kugeln hessischer Schergen sausten, wer sollte ihn nich

Digitized by Google

image
not
available

wie Wenige mögen davon wissen? — Das wäre der rechte Ort für einen Denkstein!

Die Hunte bildet, wie gesagt, die Grenze des jetzigen Stedingerlandes. Das alte erstreckte sich indeß viel weiter hinab und umfaßte die beiden Marschämter Elsfleth und Brake, die gewissermaßen den Uebergang zum eigentlichen Stadlande bilden, denn während das erstere noch ganz an's Stedingerland erinnert, gleicht die Gegend des zweiten schon durchaus dem Stadlande. Die vier Kirchspiele, aus denen diese beiden Aemter bestehen, bilden indeß einen gesonderten Bezirk, der eigene Armenverwaltung und selbst sein eigenes altes Erbrecht hat, nämlich das sogenannte „Mooriemer Recht", von einem Theile des Amtes Elsfleth so genannt, der früher den Namen Moorriem führte.

Brake ist ein ungemein freundliches und heiteres Hafenörtchen und noch immer sehr belebt, obgleich die Gründung Bremerhafens ihm einen bösen Stoß versetzt hat. Hier war eine Station unserer jungen deutschen Flotte traurigen Andenkens und seit 1846 ist Brake wichtig geworden als Hauptort der für die ganze Gegend so bedeutsamen Viehausfuhr nach England. Hunderte der mächtigsten fetten Ochsen gehen im Sommer und Herbst von hier und dem „Großen Siel" in Butjahdingen auf Dampfschiffen nach Hull und London und seit jener Zeit hat sich von Jahr zu Jahr Frequenz des Handels wie Preishöhe des Viehes auf erstaunenswerthe Weise gehoben.

Verlassen wir stromabwärts wandernd Brake, so betreten wir in kurzer Zeit die reichste und üppigste der oldenburger Marschen, nämlich das Stadland.

IX. Das Stadland und Butjahdingen.

Beiden Marschen sei hier gemeinsam ein Kapitel geweiht. Denn gerade wie Kedingen und Hadeln, denen sie auch hinsichtlich ihrer

Digitized by Google

image
not
available

Lauf jener alten Flußarme bezeichnen. Am ersten und deutlichsten werden sie noch durch Bohren und Graben in die Tiefe erkannt, weil hier der so spät geschaffene Boden natürlich ganz andere Lagen und Verhältnisse zeigt als der übrige, durch ruhige allgemeine Niederschläge entstandene. So z. B. finden sich jene lang gedehnten Kalklager (Wühlerde), welche für das Stad- und Butjahdingerland so sehr charakteristisch und wichtig sind, niemals an der Stelle, wo ein alter Flußarm war, und noch manches andere ist hier durchaus verschieden.

In keiner Marsch ist der Boden so wellig, ob auch in mächtig gedehnten Linien geschwungen, als hier. Der Grund mag theilweise in jenen einstigen Inselbildungen beruhen, anderen Theils indeß trägt die Menge von alten, jetzt freilich sehr zusammengesunkenen oder auseinander gespülten Wurthen des Landes zu dieser Erscheinung bei, welche wir nirgendwo so zahlreich wiederfinden. Auch die häufigen Wortendungen der Orts- und einzelner Gehöftnamen: warden, wurp und warf, z. B. Golzwarden, Boitwarden, Ekwarden, Langwarden, Ruhwarden, Fedderwarden, ferner Golzwarder und Schmalenflether Wurp oder Hajenwarf — Alles deutet auf Inseln und künstliche Wurthen hin.

Die Namen Stad und Butjahdingen kommen erst ziemlich spät vor. Man begriff die ganze Gegend von der Nordsee bis in's Stedingerland hinein mit sammt dem Striche, wo jetzt der Jahdebusen seine Wogen schlägt, in der gemeinsamen Benennung Rustringen, ohne dessen Grenzen genauer zu bestimmen. Erst nachdem die Fluthen eingebrochen und jenen dorfreichen, blühenden Landstrich verschlungen hatten, fing man an, den nun dadurch getrennten Theil: dat Land Butenjahden oder Butjahdingen zu nennen. Rustringen aber gehörte von je zum Bunde der sogenannten friesischen sieben Seelande, welcher, zu gegenseitigem Schutz und Trutz geschlossen, gemeinsames Recht hatte und seine Versammlungen unter dem Upstallboom bei Aurich hielt.

Die Geschichte der alten Rustringer ist voll Sturm, Kampf

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

zeuge, namentlich sogenannte „Blieden“, Wurfmaschinen, um glühende Steine, brennende Fackeln und anderes Geschoß zu schleudern, denn Esensham besaß die festeste Kirche des Landes, von mächtigen Feldsteinen aufgeführt, mit Wall und Graben rings umzogen, und in diese hatte sich Hajo mit einer Zahl tapferer Friesen geworfen, als Edos, und der verbündeten Bremer Schaaren heranrückten. — Die Belagerung der Kirche begann und war heiß und blutig. Vierzehn Tage hielt sich Hajo; ein großer Theil des verbündeten Heeres war gefallen; fünf Lasten Pfeile und anderes Geschoß, heißt es, waren auf die Kirche geschleudert, auch das Friesenhäuflein arg zusammengeschmolzen, und der Hunger fing ebenfalls an zu nagen — da endlich ergab sich Hajo auf Gnade und Ungnade den Bremern und überließ Edo Esensham zur Beute. Der aber nahm nur den Häuptling Hajo, um ihn nach Jever zu schleppen und dort gräßliche Rache zu üben. Nachdem er ihn nämlich durch Hunger dem Tode nahe gebracht hatte, ließ er ihm, wie mehrere Chronisten erzählen, mit härenen Stricken lebendig das Fleisch von den Knochen sägen, so daß der Unglückliche unter den entsetzlichsten Qualen den Geist aufgab.

Dadurch geschreckt, unterwarfen sich die Häuptlinge zu Golzwarden und Blexen ohne Kampf. Alle übrigen aber verbanden sich nur um so inniger, bereit, des Landes Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu schirmen. —

Der Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts sollte das Ende friesischer Unabhängigkeit sein.

Zwar mochte Edo, als er seinen Rachedurst an Hajo gelöscht hatte, doch wohl einige Scham und Reue fühlen, ein Bündniß mit den Feinden des Landes wider seine Stammgenossen eingegangen zu sein und trat bald darauf davon zurück. Die Bremer aber, ermuthigt durch den Sieg über Esensham, beschlossen, mit einem Schlage die Macht und Freiheit der friesischen Weserrepubliken zu vernichten und zogen nun statt des abtrünnigen Edo zwei andere Kräfte heran, nämlich den Grafen Moritz III. von Olden-

Digitized by Google

image
not
available

Schiffe und Kaufleute zu berauben, ihnen sogar allen möglichen Beistand zu leisten.

Um indessen dauernd ihre Herrschaft im Lande zu sichern, beschlossen die Bremer, eine starke Burg zu bauen. Sie schritten 1406 zum Werke, um bei Atens die Feste zu errichten, welche mit ansehnlichen doppelten Gräben und Wällen umzogen und die „Friedeburg“ genannt wurde, weil sie eine sichere Bürgschaft sein sollte, daß nun der ewige Hader und Zwist ein Ende genommen.

Die Anlegung einer Burg lief aber den Verträgen mit den oldenburgischen Grafen stracks zuwider. Auch der Erzbischof von Bremen sah schon lange mit Unwillen und Eifersucht die wachsende Macht der Städter und bot jetzt alles auf, um den jungen Grafen Christian XII., so wie dessen Bruder Diedrich und dessen Vetter Moritz, welche damals alle drei gemeinschaftlich Oldenburg beherrschten, mit den Bremern zu entzweien. Es gelang. Noch ehe die Burg fertig, sandten sie ihren Fehdebrief und diesem folgte bald ein ansehnliches Heer. Auch der Rothenkircher Häuptling Dedo Lübben, so wie selbst der alte Edo Wiemken, mit Recht für Alle Gefahr sehend, schlugen sich auf Christians Seite.

Die Bremer verbanden sich wiederum mit dem Grafen von Hoja und Diepholz, fielen in's Moorriem ein und waren wieder glücklich. Graf Christian, nur von hundert Reitern umgeben, drang unvorsichtig weit vor und mußte sich, rings von überlegener Macht angegriffen und von den Seinen abgeschnitten und verlassen, bei Golzwarden gefangen geben. Er ward gebunden zu Pferde nach Bremen geführt, wo die Sieger leider nicht sehr edel an ihm handelten. Denn wie der Chronist Renner berichtet: „se brochten Junker Carsten mede tho Bremen tho Lichtmißen und helden ehme gefangen in ener groten Kisten, de wurdt gebracht von dem Rathhuse in des Baden Keller by unser leven Frnwen Kerkhave.“ —

Erst gegen ein bedeutendes, gleich zahlbares Lösegeld und Ver-

Digitized by Google

image
not
available

von 24 Friesen und 20 Sachsen nahten sich die beiden Brüder in tiefster Stille und Dunkelheit der Feste. Unbemerkt erreichen sie die Wälle, Leitern werden angelegt, schon sind sie hinauf, schon einige innerhalb der äußeren Ringmauer — da entsteht Lärm in der Burg. Der bremische Hauptmann Balleer ruft jetzt die Seinen zur Gegenwehr, wird aber in dem Augenblick erschossen. Die Burg wäre sicherlich noch in die Hände der Friesen gekommen, wenn diese nur etwas stärker gewesen. Die Bremer merken bald, mit wie Wenigen sie es zu thun haben, ein furchtbarer Pfeilregen sauft von der Mauer der inneren Burg auf die Muthigen. Manche fallen, die anderen müssen ablassen vom Sturme; aber dennoch fliehen sie nicht, sondern verbergen sich, begünstigt von dunkler Nacht, kühn in der Höhlung der äußeren Ringmauer und berathschlagen nun, ob ein neuer Versuch oder der Rückzug vorzuziehen sei. Dedo und Gerold, das Unsinnige eines neuen Angriffs mit so kleiner Macht wohl einsehend, waren unbedingt für letztere. Alle anderen aber drangen ungestüm auf Erneuerung des Sturmes. „Ihr allein", riefen sie zornig, „ihr allein habt uns hergeführt und seid die Ersten, die verzagen!?" Vergeblich waren Gerolds Vorstellungen, doch von solch thörichtem Beginnen abzustehen. — Der Angriff ward beschlossen und sofort mit Wuth unternommen. —

Die Besatzung der Burg war ungleich stärker und diesmal, wie man denken konnte, besser auf der Hut. Nicht nur wurden die Stürmenden sogleich zurückgeworfen, sondern auch verfolgt, umzingelt, und wer nicht von ihnen gefallen war, gefangen genommen. Letzteres Loos traf auch die beiden Brüder. Alle wurden nun nach Bremen geführt, die Sachsen, da sie den Bremern keinen Eid des Gehorsams geleistet hatten, gegen ein Lösegeld frei gelassen, alle anderen aber zum Tode verurtheilt und zwar zum Rade, nur die beiden Häuptlingssöhne sollten ritterlich durch's Schwert fallen. —

Der ganze Rath und eine ungeheuere Volksmenge begleitete

Digitized by Google

image
not
available

und Fortschritt betrifft, nach echt adeliger Sitte die höchste Ehre darin suchend, auch nicht die kleinsten Makel auf ihren Namen kommen zu lassen. Das alte Wappen der Lübben ist ein springender Löwe in blauem Felde. —

Das Schicksal jenes edlen Bruderpaares schnitt tief in alle Friesenherzen. Auch Graf Christian, der die schmachvolle Behandlung desselben den Bremern nicht vergessen konnte, beschloß trotz seiner ihnen geschworenen Urphede die Waffen zu ergreifen. Der alte Edo Wiemken war unterdeß gestorben, aber sein junger Enkel Siebeth Papinga, ein Freund und Verwandter der Lübben, verband sich mit dem Grafen und versuchte wieder die bremische Macht im Lande zu vernichten. Bei Blexen kam es zur Schlacht und wieder war der Ausgang ein unglücklicher. Siebeth mußte über die Jahde nach seinem Schloß bei Jever zurück, Graf Christian aber entkam nur mit genauer Noth neuer Gefangenschaft. —

Es schien, als ob den armen Friesen, trotz ihrer namenlosen Ausdauer, nie und nie das Glück hold sein solle. Denn auch im nächsten Jahre, 1419, als sie von einem neuen, 1000 Mann starken Kriegshaufen angegriffen wurden, erlitten sie überall Niederlagen und büßten ihre Kirchen ein. Vier Tage währte die Belagerung der Kirche zu Blexen, in welcher sich der Häuptling Eggo Herikles vertheidigte; die Kirche zu Langwarden ward am dritten Tage mit Sturm genommen; in der festen Burhaver Kirche aber, mit Bollwerken, Ringmauern und einem dicken Vertheidigungsthurme versehen, hielt sich Edo Wiemkens schon erwähnter Schwiegersohn Lübbe Siebeths mit seiner Schaar volle vier Wochen. Erst Hunger und Elend konnte diese Tapferen zur Uebergabe bewegen. Doch hatten sie noch den ehrenvollsten Abzug erstritten und nur unter der Bedingung war die Uebergabe erfolgt, daß jeder Streiter sein Erbe und Gut behielt. Lübbe Siebeth und andere Häuptlinge huldigten nun auch den Bremern. Die Befestigungen der Kirche wurden zerstört, ihr Thurm umgestürzt

Digitized by Google

image
not
available

nichts ahnenden Bremer erstaunten nicht wenig, als plötzlich Siebets trotziger Fehdebrief sie aufforderte, sofort das Land zu räumen. Ehe sie sich besinnen konnten und Antwort gegeben hatten, brach der Aufstand schon aus. Von allen Seiten griffen die Friesen zu den Waffen und Siebet Papinga selbst erschien urplötzlich am Himmelfahrtstage mit 120 kleinen Schiffen zu Harrierbrake an der Weser und fiel mit 4000 racheſprühenden Streitern wie ein reißender Strom in's Stadland ein, unaufhaltsam nach Norden vordringend. Nichts widerstand, jede bremische Besatzung entfloh, ein Schrecken ging durch's ganze Land; die feste Kirche zu Golzwarden war im Nu erobert, selbst die starke Friedeburg fiel in kurzer Zeit und in wenig Tagen war das Land von den Bremern rein und hallte wieder vom Jubel der freien Friesen.

Die verhaßte Zwingfeste Friedeburg wurde der Erde gleich gemacht. Das war im Jahre 1423.

Glorreicher war kein Kampf im Lande, so lang es aus den Fluthen geschaut hatte. —

Gerade hundert Jahre lang blieb nun das Land wieder frei und unabhängig; aber es war einmal das düstere Verhängniß der armen Friesen, daß sie niemals sich ihrer Freiheit in Frieden und Ruhe freuen, sondern fort und fort dieselbe mit ihrem Blute und Leben theuer erkaufen und behaupten sollten.

Wagten es auch die Bremer hinfort nicht mehr, ihre Hand nach dem Lande auszustrecken, so wuchs dafür die Macht der oldenburgischen Grafen und mit ihr die Begierde, ihre Herrschaft bis zur Weser und Jahde auszudehnen. Graf Christian, der den Friesen hold war, lebte nicht mehr, und seine Nachfolger, bald mit Lauenburg, bald mit Münster, bald mit Braunschweig verbündet, setzten Alles daran, die Freiheit des Stad- und Butjahdingerlandes zu stürzen; auch der tapfere Siebet Papinga war leider gestorben und mit ihm hatte das feste Bündniß der Friesen sein Ende erreicht.

Was nun folgt, ist eine einzige Reihe von Angriffen der

Digitized by Google

image
not
available

im Stadlande; nirgend die Felder in solch untadelhaftem Stande, die Viehzucht auf solcher Höhe und Bedeutsamkeit; in keiner Marsch eine solche Ordnung und fast holländische Reinlichkeit in der ganzen Wirthschaft, und nirgend so uralte, noch blühende, reiche Patriciergeschlechter als diese Marsch sich deren rühmen kann.

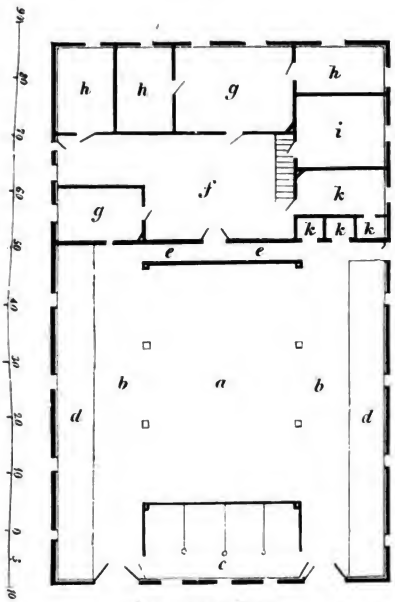
Das Land bietet nicht wie Stedingen und die gegenüberliegenden Wesermarschen den Anblick so mächtiger, baumloser, ununterbrochener Ebenen und wieder so compakter Dorfschaften, sondern es hält gewissermaßen die Mitte zwischen diesen und den Elbmarschen, die überall mit einzelnen Höfen und Häusern besäet sind und das Auge nirgend ein Stück Horizont sehen lassen. Es giebt hier nicht nur zahlreiche, kleinere Dörfer, sondern auch eine Menge Höfe und Einzelhäuser, die sich aber nicht unregelmäßig zerstreut, sondern fast immer reihenweise an den Hauptstraßen gelegen durch's Land ziehen. Die Bauart ist im Ganzen wenig von der in anderen Wesermarschen verschieden, nur macht sich in Diesem und Jenem, wie auch in Sitte und Sprache ein, offenbar vom westlichen Friesland hergedrungener Einfluß bemerkbar, und da sind als erstes und in die Augen fallendes Element dieser Art die „Berge“ dieses Landes zu bezeichnen. Der Leser wird stutzen und hoch aufschauen: Berge in den Marschen? und gar aus Westen herübergekommen?

Nein, lieber Leser, was Bodenerhebung betrifft, so haben wir in den gesegneten Marschen nur die schädlichen Maulwurfshügel unserer Wiesen und höchstens ein paar uralte, eingesunkene Wurten. Die Berge, von denen ich rede, erheben sich zwar zu stattlicher Höhe, stehen aber zu dem Boden in keiner anderen Beziehung, als daß sie darauf ruhen; es sind nämlich mächtige, scheunenartige, aber massive Gebäude, deren Benennung vom Verbum „bergen“ d. h. unter Dach bringen, entnommen wurde.

Während bei den Wirthschaftsgebäuden der ganzen friesischen wie niedersächsischen Bauernwelt das große Haupt- und Doppelthor, welches unmittelbar zur breiten Tenne führt, an deren Seiten

Digitized by Google

image
not
available



Grundriß eines »Berges«.

z. B. im Eiderstädtischen und Dithmarsen, wo ein solches Gebäude „Heuberg“ heißt, indeß doch in Einigem von denen in friesischen Landen abweicht.

Die Gehöfte sind alle mit einer breiten, tiefen Graft umgeben, die zugleich als Wasserreservoir für Menschen und Vieh dient, denn Brunnen sind sehr wenige im Lande und das Trinkwasser derselben häufig kaum zu genießen. In diesen Marschen sind es indeß nicht jene großen, schwefelwasserstoffhaltigen Dargmassen, die den Osterstadern leider ihr Wasser so verderben, sondern es ist hier offenbar der Salzgehalt des Bodens die Ursache dieses bösen

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Windmühle ihr gewaltiges Flügelkreuz; dort zeigen sich ein paar alte, eingesunkene Wurten und den Wegen des ganzen Landes entlang liegen die reichen, stattlichen Marschhöfe mit den breiten Grasten ihrer Gärten, ihren „Bergen“ und Scheunen und alles so wohl gepflegt, so gediegen, so musterhaft geordnet, so in einer echt holländischen Reinlichkeit gehalten, daß es den allerwohlthuendsten Eindruck machen muß. Solche Bilder gewährt eine solche Fahrt.

In Betreff der Civilisation stehen die Stadländer den Hadlern nicht viel nach und durch eine vor Kurzem im Lande gegründete höhere Bürgerschule wird die nächste Generation sicherlich zu derselben Höhe gelangen. An Sinnesart ihnen zwar gleich, aber ungleich derber und naturwüchsiger sind die Butjahdinger, auch wohl einfacher in Sitten und Genuß. Es sind, wie schon früher erwähnt, gewissermaßen die Kehdinger der Weser. — In der Nähe der Weser stehen Luxus und Cultur am höchsten unter den Bauern und wir haben hier Erscheinungen in Sitte, Tracht, Schmuck der Wohnräume, Genuß und Zerstreuung, die in nichts von den städtischen abweichen und mit einem alten, einfachen Bauernthume in geradem Widerspruch zu stehen scheinen. Wir finden ganz wie in Hadeln in den Häusern Mahagonimöbel, Flügel und Pianinos, Teppiche, Kupferstiche und Nippsachen; in den Gärten die schönsten Georginen, Levkojen, Rosen und andere Blumenarten; wir finden, wenn wir nach den Vergnügungen fragen, Bälle und Gartenconcerte, Casinos und Clubbs, und jedes Kirchspiel hat seine eigenen, in welche englische Plumpuddings und Roastbeefs, französische Ragouts und Pasteten Eingang gefunden haben und wo man die feinsten Chateauweine trinkt, ja, wenn es hoch hergeht, auch wohl Rheinwein duften und Champagner knallen läßt. — Und dennoch sind sie Bauern geblieben, so kernig und brav, so treu und wahr, daß es einem das Herz erfreut, wenn man's ansieht, und neben einem vernünftigen und wohl begründeten Conservatismus hat sich das klarste Rechtsgefühl, der lebendigste Freiheitsdrang und ein schönes, politisches Bewußtsein ausgebildet.

image
not
available

Mitglieder der beiden Partheien unter Zuströmen unzähliger Zuschauer an einem bestimmten Orte zusammen. Sodann, oder auch schon vorher, wird das Ziel festgesetzt, oft stundenweit vom Platze des Auslaufs und jede Parthei stellt ihren Schleuderer, Klotschießer; oft auch hat jede deren zwei, die sich ablösen, denn das Werfen ist ungemein anstrengend. Und nun beginnt der Kampf. Das Klot besteht aus einer fast faustgroßen Kugel von hartem Holze, durch welches kreuzweis zwei Löcher gebohrt sind, die man wieder mit Blei ausgegossen hat, so daß sie meistens ein bis anderthalb Pfund wiegt. Das Wort ist gleichbedeutend mit dem hochdeutschen „Kloß". Erdklöße heißt plattdeutsch auch Kluten und damit zusammenhängend werden Mehlklöße an der Elbe Klüten, an der Weser Klütjen genannt.

Der erste Klotschießer holt jetzt weit aus, nimmt einen kräftigen Anlauf und wirft dann mit aller Leibesmacht, indem er die Hand gegen den rechten Schenkel stoßt, die Kugel von sich, welche mit ungeheuerer Vehemenz erst eine Strecke durch die Luft saust, dann den harten Boden trifft, nun kräftig wieder aufschnellt, eine Weile ricochettirend vorwärts hüpft und endlich noch eine tüchtige Strecke rollt.

Kaum liegt die Kugel, tritt der zweite Klotschießer auf und sucht die seine noch möglichst weiter zu schleudern. Dann geht's vorwärts, um von Neuem anzufangen, wo das Ende des ersten Wurfs war. — Die Gewalt, womit die Klotschießer werfen, ist so mächtig, daß sie häufig durch den Schwung heftig zu Boden stürzen und Mancher sich schon den Bruch geworfen hat. Daher sind immer Leute bestimmt, die den Klotschießer vor gefährlichem Niederstürzen bewahren und aufzufangen suchen. Auch werden, wo der Boden es fordert, wohl Decken und Matten gebreitet. Die Klotschießer sind im Augenblicke des Wurfs oft nur mit Hemd und Beinkleid bekleidet. Meistens sind es junge Knechte oder Handwerker, seltener Söhne der Bauern. Die Parthei, deren Schleuderer das Ziel zuerst mit seiner Kugel und in den wenigsten

image
not
available

Schiffen am Himmelfahrtstage landete. In der oldenburgiſchen Fehde mit den Butjahdingern wurde wiederum die Kirche von den Verbündeten erobert und noch ſtärker befeſtigt, bei ihrem baldigen Rückzuge aber wieder verlaſſen und endlich nahm ſie noch einmal Graf Edzard von Oſtfriesland ein. Wo im ganzen Deutſchland mag ein Gotteshaus ſein, das ſolche Stürme erlebte? Aber wie geſagt, das jetzige Gebäude ſtammt höchſtens aus dem ſechszehnten Jahrhundert und hat nichts Merkwürdiges aufzuweiſen.

Ungleich älter und intereſſanter, wenn auch leider vielfach geflickt, verbaut und moderniſirt iſt die alte Kreuzkirche zu Rodenkirchen, die nächſte nordwärts. Urſprünglich aus Quadern grobkörnigen Sandſteins erbaut, zeigt ſie in Anlage und manchem Detail noch entſchieden romaniſchen Styl der letzten Periode und mag alſo demnach aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſtammen.

Rodenkirchen war früher der Sitz des alten Häuptlingsgeſchlechts der Lübben und noch heutiges Tages wohnen zum Theil die Nachkommen in dieſem Kirchſpiel.

Von gleichem Sandſtein und wohl aus gleicher Zeit ſtammen ſind die nun folgenden Kirchen zu Eſenshamm und Abbehauſen, wovon die erſte, wie ſchon berichtet, ebenfalls eine Belagerung aushalten mußte, nämlich 1384, wo Edo Wiemken vierzehn Tage lang ſeinen in ſie geflüchteten Schwager Hajo Hoſken belagerte, bis er ſie mit Sturm nahm. Auch ſpäter im Jahre 1414 wurde ſie noch einmal von den Bremern beſchoſſen und erobert.

An Abbehauſen grenzt das Kirchſpiel Ateus, wo ſich einſt die von den Bremern erbaute Zwinge des Landes, die Friedeburg, erhob; doch ſieht man nur noch die unbedeutendſten Spuren von ihr und ſie war auch ſicherlich weder hoch noch umfangreich. Ueberhaupt dürfen wir, wenn von Burgen in den Marſchen die Rede iſt, wie z. B. Schlüter, Lichtenburg, Siebetsburg und anderen, nicht an Bauwerke, wie die mittelalterlichen Ritterburgen es waren,

Digitized by Google

image
not
available

blickt man das Vieland mit den Thürmen von Wulsdorf, Geestendorf und Schiffdorf, dann das junge Geestemünde, das maſtenreiche Bremerhafen und den alten Flecken Lehe. Aus dem Polsgrabe erklangen lange Zeit bei Nacht die Worte: O Leh', o Leh'! Wenn ik di ſeh', ſo deit min Hart in'n Liwe weh! —

Im Jahre 1796 brannte Lehe faſt gänzlich ab und als die Flammen emporſchlugen, tönten wieder jene klagenden Worte.

Hier ſtarb der erſte bremiſche Biſchof Wilhadus, deſſen Namen der im Pfarrgarten befindliche Brunnen, faſt der einzige der ganzen Gegend, bewahrt.

Mit dieſem Orte fängt das bisher in gerader Richtung nach Norden laufende Ufer plötzlich an, ſtark nach Nordweſten abzuweichen, wodurch die Weſer ſo an Breite zunimmt, daß man bald das jenſeitige Ufer nur ſchwach erkennen kann. Auch das Land nimmt jetzt ganz den Charakter einer echten Seemarſch an. Der Baumwuchs wird niedriger und kümmerlicher mit jeder Stunde Weges; zuletzt wachſen die Bäume nicht höher als der Deich — ihr einziger Schutz gegen die rauhen Seeſtürme, die ſie gänzlich zerſtören und zerzauſen würden, wenn dieſer nicht wäre. Außerhalb des Deichs wächſt, auch der Salzfluth wegen, weder Baum noch Strauch, noch Rohr, aber das mächtige Watt dehnt ſich dort mit ſeinen ungeheueren Vögelſchwärmen weit hinaus und noch weiter wälzen ſich ſchon Seehunde, tummeln ſich Delphine, und ungehemmt ſchweift der Blick in's große, grenzenloſe Meer.

Der Hauptort dieſes nördlichen Butjahdingerlandes iſt Burhave, ein freundliches, fleckenartiges Dorf. Die alte Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert aus grobem Quaderſtein mit kleinen Fenſtern liegt wieder auf einer mächtigen Wurt und trägt an ihrer nördlichen Seitenmauer das alte ruſtringer Landesmaß eingehauen, eine Ruthe von 22 Fuß Länge. Die Kirche war einſt die feſteſte des Landes und hatte einen mächtigen Thurm mit Zinnen und Scharten. Vier Wochen lang hielt ſich 1418 in ihr der tapfere Frieſenhäuptling Lübbe Siebeths mit ſeinen Getreuen gegen die

Digitized by Google

image
not
available

befindet ſich eine andere hohe Wurt, von deren Gipfel man einen Blick in's weite Meer hat. In dieſer fanden ſich alte Steinſärge roher Art, Bracteaten und Waffenfragmente, wie denn wohl dieſe Gegend ſicherlich noch manch intereſſanten Reſt aus alter, freier Frieſenzeit im Schooße der Erde bergen mag.

Wir gelangen nun an den Buſen der Jahde. Die Deiche, welche ſchon bisher eine wahrhaft imponirende Mächtigkeit haben, ſind von jetzt an ſogar ſtundenweit an ihrer äußeren Böſchung mit feſtem Mauerwerk von hart gebrannten Ziegeln bedeckt, die zu noch größerer Sicherheit in große Rahmen von feſtem Eichenholz gelegt und mit beſtem Traß vermauert ſind. Und dennoch werden zuweilen nicht allein jene Holzrahmen, ſondern ſogar einzelne Steine aus ihren Fugen geriſſen. Mit ſolcher Gewalt wühlen und donnern hier die Wogen gegen das Ufer.

Ungefähr eine Stunde weit vom Lande entfernt erblicken wir im Meerbuſen vier kleine Inſeln: Arngaſt und die Oberahniſchen Felder mit den Namen Holtwarden, Maifeld und Fennefeld, die ärmlichen Brocken jenes fruchtbaren und reich mit Dörfern beſetzten Landes, das einſt die Fluthen verſchlangen. Nun ſind ſie ſo gut wie unbewohnt, nur daß auf der größten derſelben, Fennefeld, die mit Vieh beweidet wird (fennen heißt im Frieſiſchen weiden), im Sommer in einſamen Häuschen der Hirte ſeinen Aufenthalt hat. Die anderen Inſeln mit ihrem reichen Andelwuchs werden alljährlich gemähet; alle aber ſind im Frühlinge der ſtille Brütort unzähliger Vögelſchaaren, namentlich einiger Arten von Seeſchwalben, Strandläufern und Regenpfeifern; auch der rothfüßige Auſternfiſcher legt hier ſeine Eier. Die Menge der Neſter iſt zum Theil ſo ungeheuer, daß man an einigen Stellen der Inſel kaum davor zutreten und zu rechter Zeit in einer Stunde wohl Hunderte von Eiern aufleſen kann. Dabei iſt nun noch die höchſt intereſſante Erſcheinung, daß auf den doch ſo nahe zuſammenliegenden und in ihrer Natur und Beſchaffenheit völlig gleichen, kleinen Eilanden, wie durch geſchloſſene Uebereinkunft, die eine

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Seite 69. Zeile 22 v. o. anstatt: »Rumelarten« lese man: »Rumexarten«

» 69. » 22 v. o. » »anflößt« lese man: »anfängt«

» 71. » 6 v. u. » »lesen« lese man: »sehen«

» 72. » 7 v. o. » »lilas« » » »lila«

» 73. » 16 v. u. » »umgestaltete« lese man: »ungestaltete«

» 74. » 3 v. u. » »Geestpflanzen« lese man: »Grodenpflanzen«

» 77. » 1 v. o. » »plumpe« lese man: »und plumpe«

» 78. » 2 v. o. » »Tragopon« lese man: »Tragopogon«

» 78. » 5 v. o. » »Beinkraut« » » »Leinkraut«

» 78. » 12 v. o. » »Agnostis« » » »Agrostis«

» 78. » 13 v. o. » »Festorea« » » »Festuca«

» 81. » 3 v. o. » »Carrex« lese man: »Carex«

» 106. » 7 v. o. » »seidenfleckige« lese man: »seidenflockige«

» 123. » 17 v. u. » »unbedeutender« lese man: »bedeutender«

» 128. » 10 v. u. » »kommt« lese man: »steht«

» 129. » 4 v. o » »Kiee« lese mun: »Klei«

» 129. » 8 v. u. » »vinländer« lese man: »vieländer«

» 133. » 2 v. o. » »aus« lese man: »am«

» 138. » 6 v. u. » »Kubbl« lese man: »Kubbe oder Kobe«

» 142. » 5 v. o. » »Meer« » » »Weer«

» 152. » 14 v. o. » »Er»begsen« lese man: »Erd»egsen«

» 154. » 2 v. o. » »Privatlebens« lese man: »Piratenlebens«

» 162. » 5 v. o » »Klützen« lese man: „Klütjen«

» 165. » 6 v. u. » »Heggens« lese man: »Heppens«

» 166. » 7 v. u. » »Sandhügel« lese man: »Sande«

» 168. » 3 v. o. » »Dreyte« lese man: »Dreyte«

» 169. » 13 v. o. » »Upstalsboom« lese man: »Upstalsboom«

» 169. » 14 v. o. » »Rotel« lese man: »Rotel«

» 174. » 3 v. o. » »rheinische« lese man: »heimische«

» 175. » 20 v. o. » »Scharembeck« lese man: »Scharmbeck«

» 175. » 7 v. u. » »kleinste« lese man: »kleinste Hausbesitzer«

» 193. » 13 v. o. » »Rath« lese man: »Erzbischof«

» 193. » 11 v. u. » »Lockum« lese man: »Beckum«

» 199. » 10 v. o. » »Waltzen« » » »Waltjen«

» 199. » 11 v. u. » »überwintert« lese man: »überwinterte«

» 243. » 4 v. o. » »St. Florenz« » » »St. Lorenz«

» 243. » 6 v. o. » »einiges« lese man: »inniges«

» 272 » 9 v o. » »Ebb« lese man: »Elb«

» 272. » 13 v. o. » »lange« lese man: »bange«

» 281. » 11 v. o. » »Werfleth« lese man: Warfleth«

» 318. » 3 v. o. » »und an den dazwischen stehenden Buchen« lese man: »und dazwischen wieder stehen Buchen«

» 322. » 2 v. u. » »Upstallsboon« lese man: »Upstalsboom«

» 324. » 10 v o. » »bitzen« lese man: »heitzen«

» 327. » 1 v. o. » »Upstallsboom« lese man: »Upstalsboom«

» 347. » 9 v. o. » »Parthie« lese man: Partei«

Digitized by Google